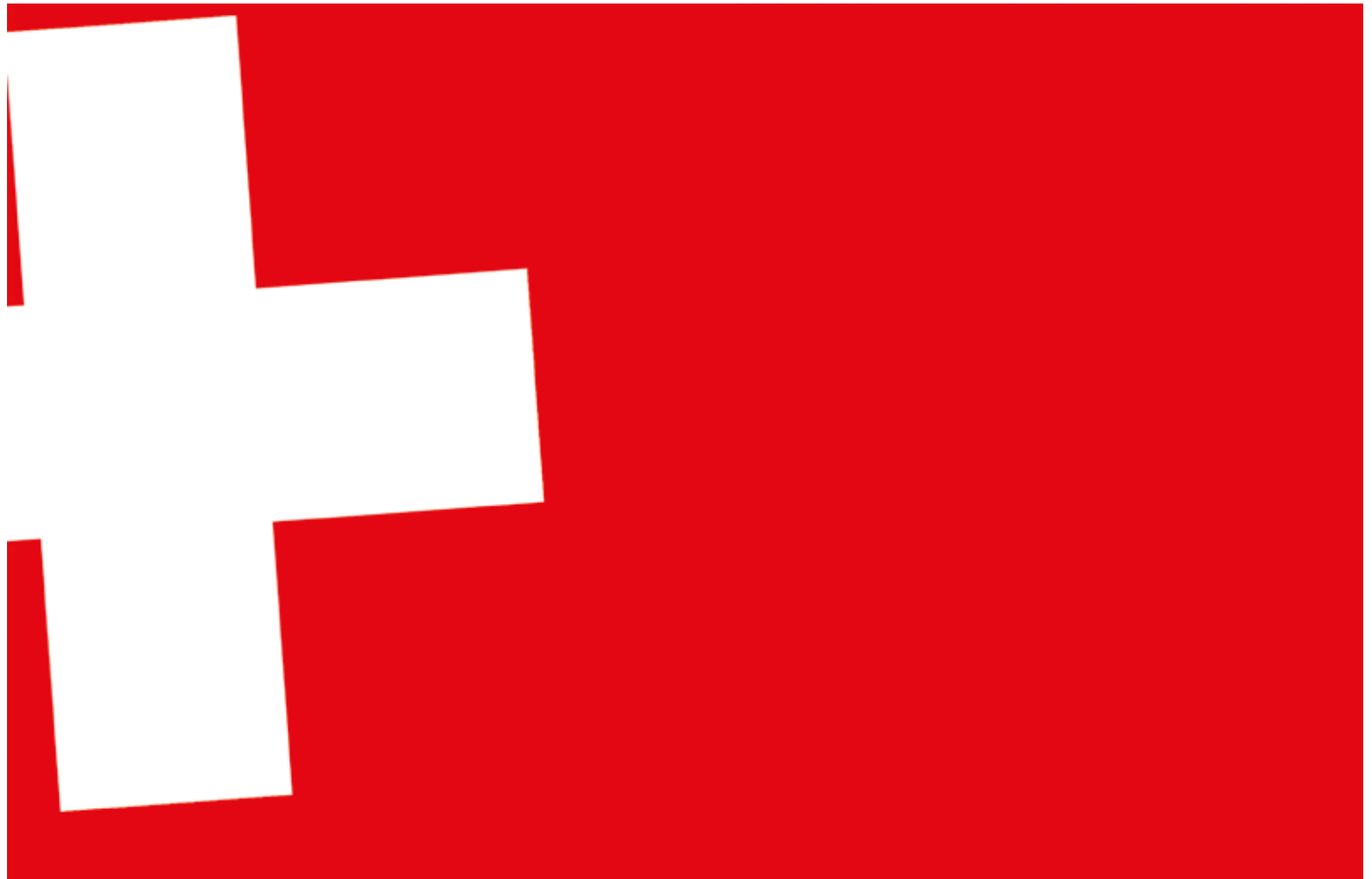


Hans Ulrich Gumbrecht: Gibt es ein Leben nach Roger Federer?

Nummer 1/2 – 9. Januar 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Wie wir die Schweiz verbessern

Grosse Standortbestimmung zum neuen Jahr.

Mit *Mattea Meyer, Jürg Grossen, Beat Walti, Tamara Funiciello, Christoph Blocher u.v.a.*

Schweiz im Schnee

Ohne das weisse Pulver geht gar nichts. *Von Thomas Renggli*

Lob und Tadel für Trump

Die amerikanische Reporterlegende Seymour Hersh über Krieg, Lügen, den Iran und die Ohnmacht der Demokraten. *Von Urs Gehriger*

4 194407 006904 02

KIRCHHOFER

SWITZERLAND

CASINO GALLERY – INTERLAKEN

Die weltweit grösste Auswahl an Schweizer Uhrenmarken unter einem Dach!

Edle Schmuckstücke, Designer Lederwaren, hochwertige Kosmetik-Produkte, exklusive Geschenke und lokale Souvenirs



Designer Lederwaren von

GUCCI

Salvatore Ferragamo

BOTTEGA VENETA

BALLY

MONT
BLANC



COACH



Hochwertige Kosmetik-Produkte von

cellcosmet cellmen

la prairie

VALMONT

CHANEL

LA MER

sisley

ESTÉE LAUDER

JO MALONE
LONDON

Kirchhofer Casino Gallery • Höhweg 73 • 3800 Interlaken • Schweiz

Tel. +41 (0)33 828 88 80 • info@kirchhofer.com

WWW.KIRCHHOFER.COM



AUDEMARS PIGUET

BLANCPAIN

Chopard

JAEGER-LECOULTRE

ZENITH

J.D
JAQUET DROZ

HUBLOT

ROGER DUBUIS

BREITLING
1884

PANERAI

BVLGARI

CHANEL

HERMÈS

HYT

RESERVOIR
SWISS MADE

ANONIMO
WATCHES

ORIS

CLAUDE MEYLAN

FENDI
TIMEPIECES

SILVANA

TITONI

ALBERT RIELE

AEROWATCH

ROAMER

SWISS
MILITARY
BY CROCOD

CONTINENTAL

MONDAINE®
Official Swiss Railway Watch

CALVIN KLEIN

JOWISSA

VACHERON CONSTANTIN

PIAGET

Cartier

IWC
SCHAFFHAUSEN

ULYSSE NARDIN

PARMIGIANI
TUDOR

Glashütte
ORIGINAL

GIRARD-PERREGAUX

FRANCK MULLER
GENEVE

MB&F
HODOLOGICAL LAB

TAGHeuer

BAUME & MERCIER

MONT
BLANC

GUCCI
Timepieces

MILUS

NORQAIN

RADO

FREDERIQUE CONSTANT

CENTURY

TISSOT

DOXA

EDOX

SEVENFRIDAY

MIDO

CERTINA

BÖREL

BERGSTERN
SWISS WATCH

claudio bernard
swiss made watches

JACQUES DE MANORE
SWISS MADE

ANDRÉ MOUCHE
WATCHES



«Ausser Kontrolle»: Gehriger, Hersh.

Sein Name löst bei US-Präsidenten Angst und Respekt aus. Seymour Hersh, 82, hat Kriegsverbrechen der US-Truppen von Vietnam bis zum Irak aufgedeckt. Urs Gehriger traf den «grössten investigativen Journalisten unserer Zeit» (*The New Yorker*) in dessen Washingtoner Büro. «Man kann sich über die anhaltende selbstzerstörerische Dummheit Amerikas nur wundern», sagte Hersh über die jüngsten US-Militäraktionen gegen den Iran. Zwischen Türmen von unveröffentlichten Akten sprach er erstmals über seine jüngste Recherche. Im Visier hat er die US-Elite-truppen, den Stolz der Nation, die Osama Bin Laden und IS-Chef al-Baghdadi eliminiert haben. «Die sind ausser Kontrolle», so Hersh. Er sei einem «sehr, sehr ernstesten Problem der Moral und Legalität» auf der Spur. **Seite 46**

Schnee macht Schweizer glücklich. Auf keiner Unterlage bewegen wir uns erfolgreicher. Unser Autor Thomas Renggli ist der Faszination der kristallisierten Form von Wasser nachgegangen und hat mit Protagonisten des winterlichen Vergnügens gesprochen. Dabei erzählte ihm Skisportlegende Vreni Schneider: «Ich hatte zu meinem Geburtstag am 26. November immer einen grossen Wunsch – dass es schneit.» Slalomstar Ramon Zenhäusern bezeichnet sich als «Schneekind». Gian Gilli, der OK-Präsident der Eishockey-WM 2020, sagt: «Schnee ist von grosser gesellschaftlicher Relevanz.» So oder so: Für die Schweizer Bergwelt bleibt der Schnee das wichtigste Verkaufsargument. Wie schön er ist, wissen wir erst, wenn er nicht fällt. **Seite 28**

Unser Autor Kurt Steinmann hat für seine literarischen Übersetzungen griechischer und lateinischer Texte den höchstrenommierten Akademiepreis 2019 der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erhalten. Steinmann habe «im Laufe der Jahre viele meist dichterische Texte übersetzt und es dabei virtuos verstanden, deren ausgefeilte Form und damit ihren Wert als literarische Kunstwerke sichtbar und hörbar werden zu lassen». Weiter heisst es in der Laudatio, Steinmanns Übersetzungen seien «von hoher literarischer und poetischer Qualität, so dass die antiken Texte auch in der deutschen Dichtung der Gegenwart präsent sind».

Seite 54

Doktor Noyer ist in Bern eine Institution. Jean Maurice Noyer, der fast neunzigjährige Senior-Chef von vier Apotheken, unterhält sich mit

Christoph Mörgeli über sein KMU, die bis heute andauernde Freude am Beruf und den Stolz auf seine Kinder, die das Lebenswerk weiterführen. Zu den Geheimnissen von Noyers langem, erfolgreichem Leben gehört die stehende Arbeit hinter dem Rezepttisch. Der Pharmazeut hat zeitlebens die Bedürfnisse der Kunden ins Zentrum gestellt. Sämtlichen Schreibkram erledigte er im Stehen und hat niemals einen Bürostuhl besessen. **Seite 42**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrli-Buckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (Wirtschaft)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst:
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



VIP-Genussreise

Im Bordeaux- und Cognac-Himmel

Exklusiv mit dem Platin-Club fliegen Sie im Privatjet nach Bordeaux und Cognac, wo sich Ihnen die sonst verschlossenen Türen von Lafite-Rothschild, Domaine du Grollet und Rémy Martin öffnen. Als Höhepunkt speisen Sie in drei herrschaftlichen Châteaux – unter anderem an der «Table privée» im Château Palmer.

Zwei Architektur-Ikonen verkörpern den wahren Charakter eines herrschaftlichen Schlosses in der weltberühmten Weinregion Bordeaux: Château Pichon Baron und Château Palmer. Auf beiden Gütern werden Sie persönlich zur «Table privée» erwartet. Weitere Höhepunkte sind der Besuch im Château Lafite-Rothschild sowie die vertikale Degustation im Château Gruaud-Larose, Saint-Julien.

Am zweiten Tag geniessen Sie bei Rémy Martin eine Führung in der historischen Kellerei inklusive Cognac-Seminar mit Degustation sowie eine «Table privée» im Eigner-Château Domaine du Grollet, wo Sie nach allen Regeln der Kunst kulinarisch verwöhnt werden.

Teilen Sie das einmalige Erlebnis zusammen mit Ihren Liebsten und Freunden.

Die Highlights:

Château Palmer: Besichtigung, Apéro, Degustation und «Table privée»

Château Lafite-Rothschild: Besichtigung und Degustation

Château Gruaud-Larose: Vertikale Degustation

Château Pichon Baron: Besichtigung, Apéro, Degustation und «Table privée»

«Les Sources de Caudalie»: Übernachtung im Fünfsternehotel, Martillac

Domaine du Grollet: Apéro und «Table privée»

Rémy Martin: Besichtigung und Cognac-Seminar

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular auf www.weltwoche.ch/platin-club

Platin-Club-Spezialangebot

Bordeaux/Cognac: Privatjet-Genussreise
(nur mit diesem Angebot!)

Reisetermin:
6. bis 7. Juli 2020

Leistungen:

- Privatjet-Flug ZRH-BOD-ANG-ZRH, mit Park-&-Fly-Service in Zürich
- 3 «Table privée»-Essen
- Besuch und Degustation: Château Lafite-Rothschild und Château Gruaud-Larose
- Cognac-Seminar bei Rémy Martin
- Übernachtung im Fünfsternehotel
- Reisebegleitung von Executive CH

Spezialpreis:

Fr. 4780.– pro Person
Einzelzimmerzuschlag Fr. 140.–

Anmeldung und Information:

Buchen Sie Ihr Arrangement über 056 427 15 68 oder per E-Mail an info@executive-private.ch.

Veranstalter:

Executive CH, 5430 Wettingen
www.executive-yachtreisen.ch
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche.

www.weltwoche.ch/platin-club

Kein Stimmrecht für Ausländer

Die Schweiz würde geplündert. Und: Trumps Luftschlag.

Von Roger Köppel

Seit Jahren, ja Jahrzehnten fordert die Schweizer Linke das kommunale Stimmrecht für Ausländer. An den Urnen blieb das Anliegen bis jetzt chancenlos. Letzten Montag entschied der stark grün-rot gefärbte Zürcher Kantonsrat, das Ausländerstimmrecht voranzutreiben. Ob es sich flächendeckend durchsetzt, bleibt abzuwarten.

Die Linken sehen das Ausländerstimmrecht als Integrationsmassnahme. Sie finden es ungerecht, wenn Leute, die schon seit Jahren hier sind, politisch nicht mitbestimmen können. Die Kritiker halten dagegen: Die Vergabe des Stimmrechts stehe nicht am Anfang, sondern allenfalls am Ende einer gelungenen Integration.

Das ist zwar richtig, aber die Bürgerlichen sollten einen anderen Aspekt hervorheben. Ausländer wählen und stimmen vorwiegend links. Das belegt eine vielzitierte Studie des Politologen Andreas Ladner von der Universität Lausanne über die politischen Einstellungen von Migranten. Und weil die Migranten vorwiegend links stimmen, sind die Linken dafür, die Ausländer abstimmen zu lassen.

Ausländer sind eher für den Ausbau des Wohlfahrtsstaats, für höhere Steuern und Abgaben, für mehr Ferien, für einen Abbau der Armee, für stärkere europäische Integration und für den Ausbau von Rechten und Ansprüchen der Migranten.

Laut Ladners Studie würden 28,5 Prozent der in der Schweiz lebenden Ausländer die SP wählen, dann folgen die Grünen. Die SVP käme bei Ausländern auf lediglich 14,3 Wählerprozent; sie ist also bei Migranten nur halb so beliebt wie bei Schweizern, wie der Politologe Adrian Vatter in einem Kommentar zu Ladners Untersuchung folgerte.

Das Sein bestimmt das Bewusstsein. Schon heute ist es so, dass in der Schweiz lebende Ausländer die Kassen des Wohlfahrtsstaats stärker belasten als die Schweizer. Das zeigt sich drastisch bei der Sozialhilfe. Die Quote der Bezüger ist doppelt so hoch wie bei den Schweizern.

Eindeutig ist auch das Bild bei der Arbeitslosenversicherung. Die Schweizer zahlen über 70 Prozent ein und nehmen rund 55 Prozent wieder raus. Die in der Schweiz arbeitslosen Ausländer – und hier sind nur die vergleichsweise besser qualifizierten EU-Bürger zu nennen – zahlen 24 Prozent ein und beziehen 31 Prozent. Sie nehmen also mehr raus, als dass sie einzahlen.

Die Schweizer Zahlen decken sich mit den Befunden des renommierten deutschen Wirtschaftswissenschaftlers Hans-Werner Sinn, der schon vor Jahren in einem Aufsatz deutlich machte: «Sozialstaaten sind deshalb grundsätzlich nicht kompatibel mit der freien Wanderung der Menschen zwischen den Staaten, wenn die Migranten in den Genuss der staatlichen Leistungen des Gastlandes kommen.»

Die Staaten, schrieb Sinn, würden «wie ein Magnet für die Armutsflüchtlinge» wirken. Und da die Schweiz reicher ist als die meisten Länder der Welt, ist der Schweizer Sozialstaat ein Riesenmagnet für Migranten aus aller Welt.



Tod den Amerikanern.

Wer diesen Migranten das Schweizer Stimmrecht gibt, gibt ihnen die Kontrolle über den Schweizer Sozialstaat.

Das ist der Punkt, um den es hier geht. Mit dem Stimmrecht können sich Migranten noch leichter als bisher Zugang verschaffen zu den ausgebauten kantonalen und eidgenössischen Sozialleistungen. Ausländerstimmrecht bedeutet Plünderung des Schweizer Wohlfahrtsstaats.

Das Kalkül der Linken ist durchsichtig. Indem sie den Sozialstaat ausbauen und den Migranten das Stimmrecht verleihen, schaffen sie sich auf Kosten von immer weniger Steuer-

zahlern Legionen neuer Wähler. Das Projekt ist kurzfristig für die Linken politisch gewinnbringend, für die Schweiz aber langfristig ruinös.

Das Portemonnaie wählt mit. Das gilt für Ausländer, aber eben auch für die Schweizer. Und noch haben die Schweizer das Sagen in der Schweiz. Wer das Ausländerstimmrecht bekämpfen will, sollte den Schweizern die finanziellen Konsequenzen dieses Plans aufzeigen.

Hätte sich der Vietnamkrieg vermeiden lassen, wenn eine amerikanische Drohnenrakete das Regime um den charismatischen Nationalkommunisten Ho Chi Minh ausgeschaltet hätte? Wie wäre die Geschichte verlaufen, wenn die Amerikaner den irakischen Diktator Saddam Hussein mit einem militärischen Präzisionsangriff getötet hätten?

US-Präsident Barack Obama lancierte den Drohnenkrieg und gewann den Friedensnobelpreis. Nachfolger Donald Trump perfektionierte ihn und muss sich als schurkischer Kriegstreiber beschimpfen lassen. Egal, was er macht, es ist falsch. Angeblich. Wir wissen nicht, welche Überlegungen am Werk waren. Aber der von Trumps Generälen lancierte Luftangriff war ziemlich genial, wenn man ihn unter dem Aspekt der militärischen Effizienz betrachtet: erhebliche Wirkung bei minimalem Aufwand.

Der iranische General Qasem Soleimani war ein Meister der asymmetrischen, dreckigen Kriegsführung. Jetzt erlag er selber einem asymmetrischen, dreckigen Angriff. Jeder Krieg hat seine eigene Ironie.

Wird der Iran jetzt einen dritten Weltkrieg entfesseln? Hypnotisiert von den TV-Bildern skandierender Massen, haben sich einige Kommentatoren schon zu solchen Schlüssen verleiten lassen. Das Schweizer Fernsehen zeigte einen wutschnaubenden Iraner, der allen Amerikanern den Tod wünscht. Der Mann trug eine Baumwollmütze der US-Marke Nike. Vielleicht sollte man die nahöstlichen Emotionen nicht zum Nennwert nehmen. Der Iran ist nicht das Deutsche Reich um 1914. Die Regionalmacht kann Schaden anrichten, zu mehr allerdings reicht die Kraft nicht mehr. Das Mullah-Regime ist angeschlagen, schwach, so schwach, dass es nicht einmal einen seiner hochrangigsten Funktionäre schützen kann. Trumps stärkste Waffe sind nicht die Drohnen. Es ist die Wirtschaft.

Ist Trump wahnsinnig, ein Spinner? Nein. Er hat sich lange zurückgehalten. Die Iraner wurden übermütig. Ihre Provokationen und Zündeien, ihre Aggressionen wurden dreister; am Ende griffen sie eine US-Botschaft an. Ein Akt der Selbstüberschätzung. Dann schlugen die USA zurück.

Der Iran ist ein Staat, der Todesurteile gegen westliche Schriftsteller verhängt, weil sie Dinge schreiben, die den Mullahs nicht gefallen. Bis vor kurzem war dort ein Mann am Ruder, der Israel ins Mittelmeer bomben wollte. Solange Trumps Politik die Bösen abschreckt, liegt er richtig.

Gelenkprobleme
soll man nicht auf
die leichte
Schulter nehmen.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der
Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch



Spitze für Sie





Charaktermimin: Sarah Spale. Seite 52

Titelgeschichte

- 16 **Wir verbessern die Schweiz**
Vorsätze prominenter Politiker
- 21 **Christoph Blocher** «Die SP
hat die Konkordanz gebrochen»

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentare
Das grosse Dreinreden
- 10 Hollywood Vorverurteilt
- 10 Gebühren
«No Billag» in der Downing Street
- 11 Eilmeldung
Tour de Suisse auf Talfahrt
- 12 Ausblicke Hans Ulrich Gumbrecht:
Das doppelte Federer-Paradox
- 13 Porträt der Woche
- 24 Mörgeli Hausbackenes Spiessertum
- 24 Bodenmann Gute-Nacht-Orchester
- 25 Medien
Trottelt, Faschist, Clown
- 25 Die Deutschen Hitlers Baby

Inland

- 32 Marcel Bosonnet
Steinzeit-Kommunist
- 34 Albert Rösti
Sein rätselhafter Abgang
- 35 Unheilvolle Allianzen
Schutz von Whistleblowern
- 36 Justiz
Strafrecht auf Abwegen



Die Schweiz von ihrer schönsten Seite: Seite 28

Ausland

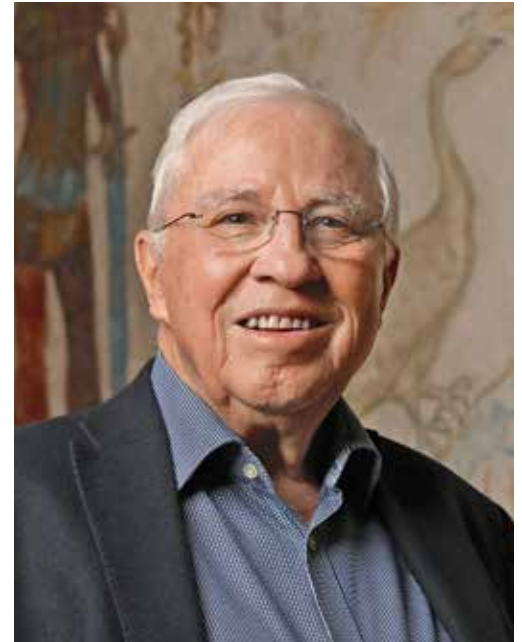
- 44 Biss der Klapperschlange
Trumps «strategischer Realismus»
- 46 Seymour Hersh Treffen mit dem
legendären Reporter
- 48 Amerika Nixon schlug seine Ehefrau
- 50 Inside Washington In Flammen
- 51 Sebastian Kurz
Wenn sich Wähler betrogen fühlen

Wirtschaft & Wissenschaft

- 38 «Neue Lust am Sozialismus»
Stürzt Deutschland in eine Rezession?
- 41 Hannes Goetz
Als die Swissair rief
- 41 Währungen Franken-Mythos
- 42 Dr. Noyer
Der Jahrhundert-Apotheker

Kultur & Gesellschaft

- 28 Schweiz im Schnee
Winterträume als Erfolgsrezept
- 30 Wendy Holdener «Schi-Heilige»
- 54 Dank des Dichters
Kurt Steinmann über Peter Handke
- 56 Feminismus
Warum er gut für Männer ist
- 60 Haus der goldenen Türfallen
Chartwell Mansion in Los Angeles



«Wenn man mich fragt,
sage ich: Der Kurs, den wir
fahren, stimmt.»

Christoph Blocher: Seite 21

Rubriken

- 9 Im Auge Li Ning
- 14 Personenkontrolle
- 15 Nachruf
Fritz Künzli
- 26 Darf man das?
- 26 Leserbrief
- 27 Fragen Sie Dr. M.
- 37 Zeitgeist
Phrasen ohne Ende
- 52 Ikone der Woche Sarah Spale
- 55 Jazz Peter Schärli
- 57 Die Bibel Antisemitisch links
- 58 Kino «Les Misérables»
- 59 Knorrs Liste
- 59 Körzis Hollywood
Wer hat hier gezaubert?
- 62 Thiel Fachkräfte
- 62 Namen
Eilige Sportler und Gourmets
- 62 Fast verliebt Lieben, was ist
- 63 Unten durch Stars
- 64 Wein Alte hohe Schule
- 64 Salz & Pfeffer
Ode an Daniel Humm
- 65 Auto
Suzuki Vitara 1.4 BJ Compact Top
- 66 Tamaras Welt
Das erwartet uns 2020

Warum das Sparkonto allein nicht mehr reicht.



Das Konto wirft kaum mehr Zinsen ab. Aber wenigstens erhält es den Wert des Geldes – denken viele Sparerinnen und Sparer. Leider machen sie die Rechnung ohne Inflation. Wer langfristig wirklich mehr aus seinem Ersparten machen will, sollte es investieren. Und dafür braucht es zuerst einmal die passende Strategie.

«Spare in der Zeit, so hast Du in der Not»: Dieses Sprichwort zitierten Generationen von Eltern ihrem Nachwuchs. Und es verfehlte seine Wirkung nicht. Bis heute zählt die Sparquote der Schweizer Bevölkerung zu den weltweit höchsten. So lagen Ende 2018 gemäss der Nationalbank rund 583'000'000 Millionen Franken auf Sparkonten.

Viele Menschen verzichten heute auf Konsum, um sich dafür morgen einen grösseren Wunsch erfüllen zu können – oder um für «die Not» vorbereitet zu sein. Dahinter stecken berechnete Überlegungen, die aber je nach Umfeld eine andere Umsetzung verlangen. Derzeit ist es beispielsweise offensichtlich, dass etwas früher tatsächlich besser war: die Zinssituation für die Sparer. Anfang der neunziger Jahre warfen Sparkonten in der Schweiz noch Zinsen über 5 Prozent ab. Dank des Zinseszins-effektes liess sich das Ersparte relativ bequem vermehren.

Tiefzinsphase erfordert Umdenken

Seit 2002 zeichnet sich jedoch ein historisch einzigartiges Szenario ab: Die Zinsen bewegen sich um den Nullpunkt, bis in den Minusbereich hinein. Für klassische Kontosparer bedeutet dies, dass sie nicht vom Fleck kommen. Wieso nehmen das so viele Menschen in Kauf? Viele Sicherheitsorientierte sind zufrieden, wenn ihr Erspartes nominell seinen Wert behält. Ergo machen sie die Rechnung ohne die Inflation respektive die schleichenden Kaufkraftverluste.

Doch obwohl der Franken zu den stabilsten Währungen zählt, verlor auch er in den letzten 40 Jahren fast die Hälfte seines Werts. Für einen Warenkorb, der 1979 noch 100 Franken kostete, musste man 2019 knapp das Doppelte hinblättern. Würde die Inflation auf 3,5 Prozent steigen – ein Wert, der in der Schweiz bis zu den neunziger Jahren oft überschritten wurde –, halbierte sich ein Vermögen in nur 20 Jahren.

Wer seine Kaufkraft langfristig erhalten will, muss also umschalten: vom Sparen zum Investieren. Damit tun sich viele Menschen schwer, weil sie das Risiko der Inflation unterschätzen und das Risiko von Wertschwankungen beim Investieren überschätzen. Dabei gilt immer: keine Rendite ohne Risiko. Die Frage ist nicht, ob man ein Risiko eingehen will, sondern welches Risiko man eingehen will. Akzeptiere ich eher, dass mein Sparbuch schleichend an Kaufkraft verliert oder die Wertschwankungen meiner Wertschriften?

Langfristig liegen Aktien oben auf

Im Gegensatz zu einem Sparkonto erschliessen einem beispielsweise Aktien interessante Renditechancen. Denn damit partizipiert man an der wirtschaftlichen Ertragskraft von Unternehmen. Allerdings lassen viele Leute die Finger von Aktien, weil sie sich vor deren Auf und Ab fürchten. Psychologisch ist dies verständlich, rational aber in vielen Fällen nicht. Je

länger die Anlagedauer, desto grösser ist nämlich die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Wertschwankungen an den Börsen ausgleichen. So haben beispielsweise Schweizer Aktien seit 1900 in nahezu jeder Zehnjahresperiode an Wert zugelegt. Hält jemand 20 Jahre lang ein Portfolio von Schweizer Aktien, erwirtschaftet er zu über 97 Prozent eine positive Rendite.

Trotzdem ist Anlegen kein Kinderspiel. Erstens gelten die attraktiven Renditeperspektiven nur für diversifizierte Aktienportfolios, nicht für Einzeltitel. Zweitens ist es wichtig, nie mehr Risiken einzugehen, als man tragen kann und will. Die Grundlage für den erfolgreichen Schritt an die Märkte sollte darum die Anlagestrategie bilden. Sie definiert, wie das Vermögen auf Anlageklassen wie etwa Aktien und Obligationen aufgeteilt wird. Dabei ist es wichtig, eine Strategie zu wählen, die der eigenen Einstellung zu Risiken entspricht – und sie diszipliniert umzusetzen.

Aufwand oft unterschätzt

Den Aufwand für Letzteres unterschätzt man oft leichtfertig. Weil die Finanzmärkte immer schneller und komplexer werden, gilt es, die weltweiten Märkte rund um die Uhr zu verfolgen, das Portfolio zu überwachen, Anlageideen auszuarbeiten und Anlageinstrumente auszuwählen – eine Herkulesaufgabe, die man kaum im Alleingang bewältigen kann.

Deshalb empfiehlt es sich, für seine Anlagen ein schlagkräftiges Netzwerk von Profis einzuspannen. Die Expertinnen und Experten von der Zürcher Kantonalbank sorgen dafür, dass die eingegangenen Risiken optimal mit Renditen entschädigt werden.

Zeit für erfolgversprechendes Anlegen

Die Zürcher Kantonalbank berät Sie gerne im Rahmen ihrer diversifizierten Anlagewelt: Dabei stehen Sie mit Ihren Zielen und Ihrer Risikobereitschaft im Zentrum. Gemeinsam entwickeln wir eine Anlageslösung, die ganz auf Sie abgestimmt ist. Auch für geringe Anlagesummen bieten wir Ihnen attraktive Möglichkeiten, damit Sie wie Profis investieren können.

Vereinbaren Sie einen Beratungstermin unter 0844 843 823 oder erfahren Sie mehr unter zkb.ch/anlegen

Rechtliche Hinweise

Dieses Dokument dient Werbezwecken. Es wurde von der Zürcher Kantonalbank mit geschäftsüblicher Sorgfalt erstellt. Die Zürcher Kantonalbank bietet jedoch keine Gewähr für die Richtigkeit und Vollständigkeit der darin enthaltenen Informationen und lehnt jede Haftung für Verluste ab, die sich aus der Verwendung des Dokuments ergeben. Aufgrund gesetzlicher, regulatorischer oder steuerlicher Bestimmungen können das Angebot und die Verfügbarkeit von Produkten und Dienstleistungen für Kunden mit Wohnsitz/Sitz ausserhalb der Schweiz eingeschränkt oder unzulässig sein. Dieses Dokument ist weder ein Angebot zum Abschluss eines Vertrags noch eine Einladung zur Offertstellung für Bankprodukte und -dienstleistungen. Es stellt kein Angebot von und keine Empfehlung für den Erwerb, das Halten oder den Verkauf von Finanzinstrumenten dar. © 2020 Zürcher Kantonalbank. Alle Rechte vorbehalten.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 905'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'181'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'491'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 771'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis ab 1'261'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis 900'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'111'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 5 ½ u. 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 501'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



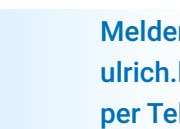
7 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch




Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.leuberg.ch



Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.



5 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8309 **Birchwil**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'059'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.mira-birchwil.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch&Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner 

You Tube 
Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:
 **SVIT Immobilien-Messe in Zürich**
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich
 **Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5

Stand Dezember 2019

Das grosse Dreinreden

Von Beat Gygi — Unternehmen werden zunehmend durch politische Vorschriften beherrscht. Der private Spielraum wird kleiner.



Milliárdárssteuer: SP-Nationalrätin Meyer.

There's No Business Like Show Business: Darstellerische Leistungen, Scheinwerferlicht, Publikum, Buhrufe und Applaus werden im neuen Jahr für die Wirtschaft weiter an Bedeutung gewinnen. Private Aktiengesellschaften werden mehr und mehr zu öffentlichen Veranstaltungen umfunktioniert. Es sind nicht mehr so sehr die Produkte und Leistungen der Firmen am Markt, die zur Beurteilung des Erfolgs zählen, wichtiger werden vielmehr das Verhalten der Chefs und der Mitarbeiterschaft und deren Herkunft nach Geschlecht oder anderen Merkmalen. Einen Vorgeschmack brachte die Debatte über das Aktienrecht, in dem für grössere kotierte Unternehmen Geschlechter-Richtwerte – 20 bis 30 Prozent Frauen in den Führungsetagen – beschlossen wurden. Seit einiger Zeit geht zudem die Lohnpolizei durch die grösseren Unternehmen und notiert Geschlechterdifferenzen.

Wenn in näherer Zukunft die Konzernverantwortungsinitiative, die Initiative für mehr bezahlbare Wohnungen oder die Initiative für eine Schweiz ohne synthetische Pestizide in die Debatte, zur Abstimmung und allenfalls zur Umsetzung gelangen, wird erst recht das grosse Dreinreden beginnen. Dann werden alle kräftigen Interessengruppen den Firmen auf politischem Weg vielfältige neue Verhaltensvorschriften machen, obwohl sie

nie etwas zu deren Entwicklung beigetragen haben.

Die Wahlerfolge der Grünen und Linken im vergangenen Jahr haben in der Politik die Gruppen gestärkt, die gerne mit überlegenem Wissen auftreten, anderen dreinreden und Vorgaben machen. Die SP-Nationalrätin Mattea Meyer fordert eine Milliárdárssteuer. Junge Parlamentarierinnen und Parlamentarier frisch ab Universität oder Parteisekretariat und ohne grosse wirtschaftliche Erfahrung wollen sich nun daranmachen, den Unternehmen den Tarif durchzugeben. Die Tendenz geht in die Richtung der sogenannten Demokratisierung der Wirtschaft, die von den Sozialdemokraten und Gewerkschaften immer wieder propagiert wird, um politische Mitbestimmung in Unternehmen einzupflanzen.

Firmen wären leicht zu kriminalisieren

Käme die Konzernverantwortungsinitiative zur Umsetzung, wäre diese Stufe etwa erreicht. Die Initiative verlangt, dass Schweizer Konzerne weltweit haften sollen für umfassend definierte Menschenrechte, Sozialnormen und Umweltstandards, auch bei Partnern, und dass die Konzernzentralen in der Schweiz bei Verdacht auf Verletzung der Vorgaben eingeklagt werden können. Zudem müssten die Unternehmen die damit verbundene Sorgfaltspflicht nachweisen; im Zweifel würden die Dinge also gegen die Wirtschaft laufen, Firmen wären leicht zu kriminalisieren, so dass sie von Engagements in schwierigeren Regionen abgeschreckt würden.

In eine ähnliche Richtung gingen die beiden Initiativen, die der Landwirtschaft die Anwendung von Pflanzenschutzmitteln und Dünger untersagen wollen und die eine inländische Nahrungsmittelproduktion extrem erschweren würden. Und die Initiative für billigeren Wohnraum läuft eigentlich auf die Aufforderung hinaus: Schaut, wie die anderen grosszügig wohnen, da nehmen wir uns etwas davon! Dass diese Vorstösse Chancen auf demokratische Zustimmung haben, hängt auch damit zusammen, dass etablierte Behörden ähnliche Eingriffslust zeigen und zum Dreinreden ermuntern: Das Investitionsverhalten von Pensionskassen, Anlagefonds und zum Teil Banken wird zunehmend so reguliert, dass gewisse Branchen oder Unternehmenszwecke ausgeschlossen werden. Die Etiketten «Nachhaltigkeit» oder «grün» werden wichtiger als die Renditen, die Show überdeckt das Erarbeitete.

Der Schwindelfreie



Li Ning, Unternehmer.

Jemand kommt im Riesenreich China zur Welt, als Kind einer von 56 Nationalitäten, des Volks der Zhuang, der Vater Musiklehrer. Der Junge trägt den Namen eines Kronprinzen aus der Tang-Dynastie, der von 793 bis 812 gelebt hat: Li Ning. Er wird ein berühmter Sportler, legt Examina hin als Jurist und Manager, aber als Muskeln und Gelenke die Tortur des Turnens nicht mehr aushalten, wird er in einer Getränkefabrik versorgt, eine Nummer zum Vergessen.

Längst ist Li Ning Milliárdär, Lifestyle-Unternehmer, ein Kultname. Im ersten Halbjahr 2019 explodiert der Gewinn «einer der heissesten Aktien Asiens» (Bloomberg-Report) um das Dreifache auf 1,4 Milliarden US-Dollar. Der 1,64-Meter-Mann ist garantiert schwindelfrei. Davon konnte sich die Welt überzeugen, als Li Ning 2008 an der Eröffnungsfeier in Peking an unsichtbaren Drähten hängend mit der brennenden Fackel in der Hand über das Stadion schwebte und das olympische Feuer entzündete.

Selten werden Top-Sportler auch erfinderische Unternehmer, sie beuten einfach ihren Namen weiter aus. Der grosse Pelé war gelernter Schuhmacher, scheiterte aber mit seiner Schuhmarke. Nur die Tennislegende René Lacoste (1904–1996) schuf ein Branchenimperium mit dem Krokodil-Signet.

Mittlerweile ist der «kleine Prinz», der 1984 in Los Angeles sechs Medaillen im Kunstturnen gewann, davon drei goldene, ein Gigant der Sport- und Freizeitmode geworden, der allein in China über 7000 Shops und ein rasant wachsendes Onlinegeschäft betreibt. Seine schon 1990 gegründete Li Ning Company setzt jetzt mit dem globalen Boom der Sneakers wieder zum Höhenflug an. Zuvor war der Akrobat Li Ning an Nike und Adidas beinahe zerschellt. Von 2010 bis 2014 zerrannen 90 Prozent des Firmenwerts. Er versuchte, die USA auf dem Basketballmarkt anzugreifen, kaperte sogar den Superstar Shaquille O'Neal als Leuchtturmfigur. Dafür lässt er das kapitalfressende Fussball-Sponsoring bleiben. Aber erst mit seiner von der Strasse inspirierten Alltagsmode gilt der Brand plötzlich als total cool. Peter Hartmann

Vorverurteilt

Von Peter Keller — Filmproduzent Harvey Weinstein steht vor Gericht. Bestraft ist er schon.



Lebenswerk und Ruf sind dahin: Weinstein.

In wohl keiner Stadt ist Harvey Weinstein so unbeliebt wie in New York, Hochburg der MeToo-Bewegung. Nun hat hier die Gerichtsverhandlung gegen den ehemaligen Film mogul begonnen, der 2017 bei seiner Produktionsfirma Miramax gefeuert wurde, weil herauskam, dass er viele Jahrzehnte hindurch mit angehenden oder arrivierten Schauspielerinnen sexuelle Handlungen vollzogen hatte, die diese nach eigenen Angaben oft nur gegen ihren Willen ausgeführt hatten.

Nach einer zwei Jahre langen Anklagewelle, im Laufe derer zahlreiche, meist B-klassige Schauspielerinnen behaupteten, Weinstein habe sich an ihnen vergangen, und meist nicht erwähnten, dass sie umgekehrt von dem Produzenten Jobs und Honorare erbaten, ist Weinstein nun zweier Vergehen angeklagt: 2013 soll er in einem New Yorker Hotelzimmer eine bis dato anonym bleibende Frau vergewaltigt haben. Ausserdem klagt Weinsteins ehemalige Produktionsassistentin Mimi Haleyi ihn an, sie 2006 sexuell genötigt zu haben.

Beispiel Goethe

Der Ausgang des Prozesses ist absolut offen, es ist fraglich, ob die Anklage die nötigen Beweise für die Vergewaltigungen erbringen kann, zumal beide Frauen noch lange nach den Vorkommnissen Weinsteins Freundschaft suchten. Was lässt sich heute sagen? Egal, wie das Urteil ausfällt, bestraft ist der Mann schon jetzt: Weinstein schlurfte mit Gehhilfe in den Gerichtssaal, sein Lebenswerk und Ruf sind zerstört.

MeToo definiert den Rechtsstaat neu: im Zweifel gegen den Angeklagten. Dass grosse Künstler nicht zwingend saubere Charaktere sind, weiss man spätestens seit Goethe. Doch ein lüsterner *Grüsel* ist noch lange kein Verbrecher.

«No Billag» in der Downing Street

Von Florian Schwab — In Grossbritannien gerät die BBC unter Druck, in Deutschland entlädt sich der Zorn über der ARD. Die Schweiz war ein Frühindikator des europäischen Unbehagens an den Staatssendern.

Der Seismograf, der die Unzufriedenheit über den öffentlichen Rundfunk misst, schlägt deutlich aus. Die Epizentren liegen in London, Grossbritannien, und Köln, Deutschland.

Nach London: Boris Johnson untersagt seinen Ministern Interviews mit drei Nachrichtensendungen der BBC. Zudem hat der neue Premierminister in Aussicht gestellt, die Rundfunkgebühren massiv zu kürzen. Auch will er künftig die Zahlungsverweigerung nicht mehr unter Strafe stellen. Die Wurzel der Spannungen: Unter den Brexit-Befürwortern, die mit Johnson das Kommando übernommen haben, hat sich die BBC den Ruf erworben, parteiisch bis zum Abwinken zu sein.

Dominic Cummings, Johnsons Chefberater, beschrieb einmal, wie ein bekannter BBC-Korrespondent zu ihm gesagt habe: «Die Sache ist die: Wir [die BBC], mögen Cappuccinos und hassen Rassisten.» Solche Gefühle würden den Verstand einnebeln und die BBC-Journalisten blind machen für Fakten wie die suboptimale institutionelle Struktur der EU. Wenn man diese angesprochen habe, so Cummings, «galt man bei vielen BBC-Leuten jahrelang als halb irre».

Nach Köln: «Meine Oma ist 'ne alte Umwelt-sau», singen die grösstenteils wohl nicht einmal zehnjährigen Mädchen des WDR-Kinderchors. Das Video veröffentlichte der zur

ARD gehörende Westdeutsche Rundfunk kurz vor Silvester. Der offenbar als Satire gedachte Musikbeitrag, eine klimapolitisch aufmunternde Abwandlung des Blödsinn-Kinderlieds «Meine Oma fährt im Hühnerstall Motorrad», erregt seit Tagen die Gemüter in Deutschland. Politiker lasen dem Sender öffentlich die Leviten. Intendant Tom Buhrow musste sich entschuldigen.

Vor dem Sender kam es zu Kundgebungen des Unmuts. Demonstranten brachten ein Transparent am WDR-Gebäude an: «WDRliche Medienhetze stoppen!» Sinnigerweise war es der Staatsschutz der Polizei Köln, der gegen die Kritiker des Staatssenders vorging. Zu Tausenden wollen erzürnte Gebührenzahler den Rundfunkbeitrag verweigern. Mit juristischem Rat, wie der Moloch finanziell in die Knie gezwungen werden kann, ohne die Grenze der Legalität zu verlassen, profiliert sich der Berliner Medienanwalt Joachim Steinhöfel.

Wir blenden zurück: Vor zwei Jahren sagten in der Schweiz knapp 30 Prozent der Stimmberechtigten ja zur Volksinitiative «No Billag», welche die Empfangsgebühr streichen wollte. Die Initiative zwang die Politik zum Handeln. So wurden die Gebühren insgesamt leicht gesenkt und deren Verteilung zu Lasten der staatlichen SRG angepasst. Der selbstherrlich auftretende Generaldirektor Roger de Weck wurde durch den ausgleichenden Romand Gilles Marchand ersetzt, der jetzt schmerzhaft Sparmassnahmen durchsetzen muss.

Seit der Initiative pilgern die Verteidiger des öffentlichen Rundfunks aus anderen Ländern in die Schweiz, um zu lernen: Wie kann man den Angriff der unfreiwilligen Gebührenzahler erfolgreich abwehren? Doch das ist nicht so einfach. Die direkte Demokratie in Form der Volksinitiative als Disziplinierungsinstrument der öffentlichen Medien ist ein Schweizer Unikat. Und auch die SRG ist nicht in Stein gemeisselt. Bis zu ihrem nächsten Rendez-vous mit dem Stimmbürger muss sie diesen davon überzeugen, dass sie seine Kritik beherzigt.

Die technologischen Trends spielen hüben wie drüben gegen die öffentlichen Dinosaurier. Angebotsseitig kommen sie mit ihren milliardenteuren, oft ineffizienten Produktionsapparaten unter den Wettbewerbsdruck privater, wendiger Konkurrenten. Und nachfrageseitig wenden sich Konsumenten den unendlichen Weiten von Diensten wie Youtube oder Netflix zu – ein Klimawandel, der kaum aufzuhalten ist.



Die BBC gilt als parteiisch bis zum Abwinken.

Auf Talfahrt

Von Thomas Renggli — Die Tour de Suisse ist nationales Kulturgut. Nun werden ihre freiwilligen Helfer auf Schmalkost gesetzt. Nach 87 Jahren droht dem Traditionsanlass sogar das Aus.



Überlebensübung: Tour de Suisse, Furkapass, 2019.

Es gibt Dinge, die ändern sich scheinbar nie: Der Advent findet im Dezember statt, der Nationalfeiertag am 1. August – und Mitte Juni zieht die Tour de Suisse durchs Land. Die 1933 erstmals ausgetragene Rundfahrt ist ein Stück Schweizer Kulturgut wie die Toblerone. Doch der ehemals grösste Sportanlass des Landes kämpft mit Erosionserscheinungen in allen Bereichen und droht in seiner jetzigen Form von der Sportlandschaft zu verschwinden – wie etwa die Tour of California, die aus wirtschaftlichen Gründen 2020 nicht mehr stattfindet.

In der Schweiz sind die Sorgen ähnlich gelagert: Die Kosten steigen stetig, die Sponsorensuche wird schwieriger, Durchfahrtsgebühren der Kantone und Gemeinden sowie Auflagen des internationalen Verbandes belasten das Budget. Weil das Rennen in den vergangenen Jahren Verluste zwischen 500 000 und einer Million Franken verursachte, warf Rechteinhaber Infront Ringier den Bettel hin. An die Stelle der Agentur ist ein «Notfall-Konsortium» aus vier Parteien getreten, das sich in der neuen Firma Cycling Unlimited konstituiert.

Dahinter stehen der nationale Verband Swiss Cycling, der internationale Sportrechtshändler Infront, die Tortour GmbH sowie die Pro Touch Global GmbH. Die treibenden Kräfte sind Olivier Senn (50), der Besitzer von Pro Touch Global, der bereits bis 2018 als Generaldirektor der

Tour de Suisse fungierte, sowie Joko Vogel (50), der sich als Initiant der Tortour, eines Ultra-Cycling-Events, in der Szene einen Namen gemacht hat. Auf der Tortour ist in nur zwei Tagen eine tausend Kilometer lange Strecke über mehrere Alpenpässe rund um die Schweiz zurückzulegen – nonstop. Vogel nahm das Rennen schon neun Mal selber in Angriff und schaffte es (von einer Ausnahme abgesehen) immer ins Ziel.

Die Aufgabe, die er nun an der Tour de Suisse anpackt, könnte noch schweisstreibender werden. Die neuen Macher setzen darauf, Synergien zwischen Breiten- und Spitzensport zu generieren. So wurde das Rennen um einen Tag (auf acht Tage) verkürzt, um am Startwochenende Platz für Publikums-Events zu schaffen. Vogel sagt dazu: «Wir wollen die Zuschauer in den Event integrieren und eine emotionale Bindung schaffen.»

Doch um auch in der realen Welt dem Besenwagen zu entkommen, müssen die neuen Tour-Chefs zuerst Altlasten beseitigen. Weil die grössten Budgetposten (Infrastrukturanlagen, Startgelder, TV-Produktion) nicht verhandelbar sind, wird an der Basis gespart. Mit anderen Worten: Das Taggeld für die Helfer im Sicherheits- und Aufbaubereich wurde von 100 (beziehungsweise 80) auf 50 Franken reduziert. Ausserdem muss das Sicherheitspersonal künftig zu Hause (und nicht im Hotel) übernachten,

wenn die Etappenankunft nicht weiter als 50 Kilometer davon entfernt liegt. Und weil für den *staff* kein neuer Kleidersponsor gefunden werden konnte, muss die Ausrüstung von 2019 auch im neuen Jahrzehnt halten.

Es sind Massnahmen, die bei den Betroffenen nicht gut ankommen. Einzelne treten aus der Deckung und spielen interne Mails und Dokumente den Medien zu. Die Motorradfahrer sehen den «Gruppenzusammenhalt» gefährdet. Ein Mitglied des Sicherheitsdienstes schrieb an die Tour-Leitung: «Noch mehr Abstriche werde ich nicht machen. Wenn wegen Heimübernachtungen das Teamleben zu kurz kommt und ich drauflegen muss, stimmt es für mich nicht mehr.»

«Falscher Ansatz»

Für solche Forderungen hat Joko Vogel wenig Verständnis: «Die Anpassungen sind auch im Vergleich zu anderen Anlässen verhältnismässig. Entweder man macht die Arbeit freiwillig oder nicht. Wenn es darum geht, mit Freiwilligenarbeit Geld zu verdienen, ist dies der falsche Ansatz.» Olivier Senn verteidigt die Massnahmen ebenfalls: «Wir haben in allen Bereichen gekürzt – auch bei der Leitung. Beispielsweise operieren wir nicht mehr aus Büros, sondern verrichten die administrative Arbeit von zu Hause aus.» An den *staff* schrieb er: «Wir müssen klar festhalten, dass es die Tour de Suisse in ein paar Jahren nicht mehr geben wird, falls wir es nicht schaffen, diese auf finanziell gesunde Beine zu stellen. Dazu müssen schlicht alle beitragen.»

Armin Meier verfolgt die Überlebensübung mit Interesse. Der frühere Radprofi stand zwischen 2004 und 2010 selber an der Tour-Spitze. Damals habe die Tour de Suisse einen Gewinn von jährlich 600 000 bis 1,5 Millionen Franken abgeworfen. Er zweifelt an der Strategie seiner Nachfolger: «Solange das Rennen als World-Tour-Event stattfindet, bestehen grosse Auflagen.» So müssen zwanzig Teams verpflichtet werden, die Startgelder von 20 000 bis 25 000 Franken kosten. Würde man das Rennen auf Continental-Stufe neu positionieren, müsste man nur noch zehn Teams bezahlen – und könnte das Teilnehmerfeld mit Wildcards komplettieren. Auch eine weitere Reduktion der Renntage sei zwingend.

Meier, der vor zwei Jahren (zusammen mit Fabian Cancellara) die Übernahme der Tour de Suisse prüfte, sich von den verflochtenen Kompetenzverteilungen aber abschrecken liess, sagt klipp und klar: «In der jetzigen Form ist die Organisation der Tour de Suisse eine *mission impossible*.» Er werde die Sache beobachten – und dann zupacken, wenn der Karren an die Wand gefahren sei: «Die bisherigen Neuerungen greifen zu kurz.» Mit anderen Worten: Trifft Meiers Analyse zu, war die Reduktion des Rennens auf acht Tage erst der Anfang – der Anfang vom Ende.

Das doppelte Federer-Paradox

Von Hans Ulrich Gumbrecht — Die letzte Tennissaison brachte erstmals die Stärken einer neuen Generation deutlich zum Vorschein. Sie warfen unvermeidlich die Frage auf: Gibt es ein Leben nach Roger Federer?

In der Welschschweiz, habe ich kürzlich gelernt, sind «Philosophy Slams» richtig populär geworden, Wettbewerbe zwischen (oft) selbsterklärten Intellektuellen, die in Auftritten von wenigen Minuten versuchen, ihren Witz brillieren und ihre scharfe Zunge schneiden zu lassen. Vor Zuschauern aus Biel wagte ein Starter aus Lausanne das helvetische Maximum: Er fragte ebenso laut wie frech, wann sich die Nation denn endlich von ihrem Federer-Über-Ich erlösen werde – und verwies mit angestrengter Schadenfreude auf Rogers Niederlagen während der vergangenen Saison als Symptome eines unumkehrbar beginnenden Abstiegs. Allerdings scheiterte der eigentlich gut kalkulierte Auftritt. Schon nach den ersten Sätzen entstand Unruhe im Publikum, und bei der Jury-Abstimmung zum Schluss landete die Nummer auf einem der hinteren Plätze – obwohl sonst Helden, die alles richtig machen und fast immer gewinnen, eher unerträglich wirken. Doch genau dies ist das doppelte Federer-Paradox: Weitere Siege und mehr Vollkommenheit lassen Rogers Beliebtheit ebenso wachsen wie einsetzende Niederlagen.

Moderne Schweiz

Das doppelte Paradox kann man sogar logisch entfalten. Ein Leben verkörperter Vollkommenheit wird erstens zu einem Leben ohne Profil (über das zu schreiben übrigens auch sehr schwer fällt): Da Roger Federer so ziemlich alle Rekorde der Tennisgeschichte eingestellt oder gebrochen hat, bleibt unklar, auf welchen Aspekt man sich konzentrieren soll, um ihn zu loben: die Zahl der Grand-Slam-Siege, der Grand-Slam-Finals oder der Monate auf der ersten Stelle der Weltrangliste. Und warum muss das Leben zweitens ein solches Glückskind selbst ausserhalb des Sports favorisieren? Vier Kinder, zwei eineiige Zwillinge, zwei Mädchen und zwei Jungen. Von den Einkünften als Werbeträger gar nicht zu reden – dank eines Gesichts, das offenbar zu jedem Luxusprodukt passt. Trotzdem ist Federer zum positiven Emblem der modernen Schweiz wie zum Helden der Stadien weltweit (und auch der Einschaltquoten) geworden.

Zum «grössten Tennisspieler aller Zeiten» haben ihn nicht wenige Spezialisten gekürt – und zum herausragenden Sportler unserer Gegenwart. Dabei fällt es schwer, zu sagen (schon wieder das Paradox!), ob Roger Federer seinen Sport entscheidend verändert oder sogar verbessert hat, wie John McEnroe zum Beispiel, mit dem das Tennis athletisch wurde. Roger

liegt eben einfach alles: Grundlinienspiel, Volleys, Kunstschläge, Spin, Slice und natürlich Aufschläge. Er ist ebenso schnell wie kräftig – und er hat den Kampf mit den Rackets gewiss schöner gemacht, allerdings auf schwer definierbare Weise. Statt darüber zu hadern, dass sie alle gegen Roger Federer häufiger verloren als gewonnen haben, sehen es gerade seine grössten Rivalen als ihr Glück an, mit ihm die Bühne des weissen Sports zu teilen: Rafael Nadal vor allem, Novak Djokovic, Andy



Unruhe im Publikum: Tennisstar Federer, 38.

Murray. Aus ihren Matches stieg das «goldene Zeitalter des Männertennis» auf, wo vor lauter Qualität und Spannung am Ende unwichtig wird, wer siegt – wie zum Beispiel beim vielleicht besten Tennismatch aller Zeiten, nämlich Nadals Sieg gegen Roger in Wimbledon 2008, oder beim längsten Wimbledon-Finale der Geschichte, seiner Niederlage gegen

Warum muss das Leben ein solches Glückskind selbst ausserhalb des Sports favorisieren?

Djokovic vom vergangenen Sommer. Dabei weiss er sichtbar um seinen alle überragenden Status und wirkt dennoch bescheiden. Noch ein Federer-Paradox.

Am Ende des letzten Jahres aber, das – bei allen für einen Athleten im 39. Lebensjahr kaum glaublichen Erfolgen – Schatten des Karriereendes vorauswarf und endlich die Stärken

einer neuen Generation zum Vorschein brachte, kommt unvermeidlich die Frage auf, wie denn ein Danach aussehen könnte – für Roger Federer ebenso wie für seine Fans. Ob er sich selbst diese Frage mehr als beiläufig stellt, ob er über den berühmten «rechten Moment» zum Abtreten nachdenkt, wissen wir nicht. Und wieder heisst die eine Antwort, dass Roger Federer alle vorstellbaren Türen offenstehen. Er könnte – aus Spass an der Sache – Trainer jüngerer Spieler werden oder Kapitän der Schweizer Davis-Cup-Mannschaft.

Und die Fans?

Einen ersten Schritt, um Einfluss auf die Organisation des globalen Tennis zu nehmen, hat er als Gründer des Laver Cup und mit der Beteiligung seiner Managementfirma Team 8 an den einschlägigen Vorbereitungen schon getan. Und wer wäre besser qualifiziert, zum Internationalen Olympischen Komitee zu gehören oder ihm eines Tages sogar vorzusitzen, als Roger Federer? Wer in besserer Startposition für einen Weg in der Schweizer oder gar in der internationalen Politik? Keine Partei wäre gut beraten, ein solches Interesse auf seiner Seite zu ignorieren.

Die grösste, sich vielleicht schon abzeichnende Herausforderung liegt allerdings in einer ja wirklich denkbaren Zukunft, in der Federer während der nächsten Jahre von dem herausragenden zu einem sehr guten Tennisspieler werden könnte – und vielleicht am Ende zu einem Spieler, der nicht mehr gesetzt wird. Vergessen wird ihn die Tenniswelt jedenfalls nie, selbst wenn ihn seine Form eines Tages nicht mehr zum Mitspielen bei Profi-Turnieren qualifizierte. Möglicherweise könnte dies seine singuläre, weil unwahrscheinlichste Leistung werden.

Und die Fans? Eines – fernen oder nahen – Tages werden ihnen Matches mit Roger Federer fehlen, so wie die Schweiz ihre nicht nur sportlich zentrale Emblem- und Identifikationsfigur vermissen wird. Ein Jesse Owens, ein Muhammad Ali oder ein Roger Federer lassen sich nicht von den ehrgeizigsten nationalen Talentförderungsprogrammen oder gar auf Abruf produzieren. Federers Spiel wird in lebenden Bilddokumenten und im Medium der E-Games für eine lange Weile nachhallen, ohne dort freilich Ereignis zu bleiben. So sollten wir beginnen, uns vorwegnehmend an eine nostalgische Dankbarkeit zu gewöhnen, an die Dankbarkeit für das Glück nämlich, den Tennissport während der goldenen Federer-Zeit verfolgt zu haben. Vor allem, weil für die meisten von uns die Chancen ja eher gering sind, Roger Federer selbst je dankbar die Hand zu drücken.

Hans Ulrich Gumbrecht ist emeritierter Albert-Guérard-Professor für Literatur an der Stanford University, USA.

Ausland

Im Rahmen des pfälzischen Knutfestes beginnt in Deutschland die seit 2007 jährlich stattfindende Weltmeisterschaft im **Weihnachtsbaumwerfen**. In Australien ist derweil kein Ende der Wald- und Buschbrände in Sicht. Zerstört wurde ein Gebiet etwa von der Grösse Belgiens. Das australische Militär hat begonnen, vor den Flammen Fliehende von See aus von den Stränden zu evakuieren.

Am Obersten Gerichtshof in New York beginnt die Gerichtsverhandlung gegen den ehemaligen Filmmogul **Harvey Weinstein**, dessen sexuelles Fehlverhalten 2017 die #MeToo-Bewegung auslöste, die grösste feministische Bewegung seit den Befreiungskämpfen der sechziger Jahre. Auf Netflix läuft die Serie «**Dracula**» an. Der berühmteste aller Vampire wird von den Machern der Serie «**Sherlock**» neu erfunden: Er ist gewitzt, charmant und weltgewandt.

Norwegens staatlicher **Erdölfonds** hat im vergangenen Jahr einen rekordhohen Anlageerfolg erzielt: mit umgerechnet 200 Milliarden Franken Gewinn. Die teuersten 2019 an Auktionen verkauften Kunstwerke waren Robert Rauschenbergs «**Buffalo II**» (78 Millionen Dollar), «**Rabbit**» von Jeff Koons (80 Millionen Dollar) und das Bild «**Meules**» des Impressionisten **Claude Monet** (97 Millionen Dollar).

Finnlands neue Regierungschefin Sanna Marin plädiert für eine **Viertagewoche** mit sechs Stunden Arbeitszeit pro Tag.

In einer Militäraktion töten US-amerikanische Elite-Einheiten **Qasem Soleimani**, den Oberbefehlshaber der iranischen Armee im Irak und Unterstützer weltweiter Terroraktionen. Im Iran trauern Hunderttausende um den General, die Regierung droht mit Vergeltungsschlägen. Trump warnt per Twitter, die Vereinigten Staaten hätten gerade zwei Billionen Dollar für die Rüstung ausgegeben. Wenn der Iran eine amerikanische Basis oder irgendeinen amerikanischen Bürger angreife, «werden wir einige von diesen **brandneuen, wunderschönen Geräten** auf den Weg schicken...».

In Los Angeles werden die **Golden Globes** verliehen. Unter den Gewinnern sind Quentin Tarantinos «**Once upon a time in Hollywood**» und **Renée Zellweger** für «**Judy**», die Verfilmung des Lebens der Zauberer-von-Oz-Darstellerin Judy Garland, die mit Mitte vierzig an einer Überdosis Schlafmittel starb. Zellweger, die mit «**Bridget Jones's Diary**» bekannt



SCHLAGWORT

wurde, soll hier ihre grösste schauspielerische Leistung vollbracht haben. Wer bei der Verleihung auf Kaviar und andere Köstlichkeiten hoffte, sah sich enttäuscht: Den Gästen der Golden Globes wurde ein veganes Menü serviert, darunter eine **kalte Randensuppe**.

Hollywoodreif: Der wegen Betrugs angeklagte und unter Hausarrest stehende **Ex-Nissan-Chef Carlos Ghosn** ist wahrscheinlich in einem grossen Instrumentenkoffer aus seinem rund um die Uhr bewachten Haus in Japan geflohen.

Inland

Die CVP strebt eine Namensänderung an und möchte das **C für «christlich»** loswerden. Die Partei will zudem ihre aktuelle Initiative zur Beseitigung der Heiratsstrafe zurückziehen und ein neues Volksbegehren ohne Ehedefinition starten, womit auch **homosexuelle Paare** steuerlich profitieren würden.

Am Samstagmorgen wurde in Därstetten (BE) ein **unterkühltes Baby** in einer Kartonschachtel bei einer Entsorgungswerkstatt entdeckt. Die Mutter ist inzwischen ausfindig gemacht worden: Die arbeitslose Deutsche und Hundebesitzerin lebt wenige Kilometer vom Fundort entfernt.

Neben dem iranischen Aussenminister Dschawad Sarif wird auch der irakische Staatspräsident Barham Salih am diesjährigen **Weltwirt-**

schaftsforum teilnehmen. Ob Donald Trump ebenfalls nach Davos kommt, ist noch offen.

Rücktritt per Zielfernrohr: Der Waadtländer Grüne **Daniel Brélaz**, 70, will den Nationalrat auf «Ende der ersten Frühlingssessionswoche 2022» verlassen. BDP-Präsident **Martin Landolt** verschiebt seinen auf dieses Frühjahr angekündigten Rücktritt auf «Sommer, Herbst oder Ende des Jahres».

Eine Mehrheit des Zürcher Kantonsrates will, dass Gemeinden die Möglichkeit erhalten, ein kommunales **Stimm- und Wahlrecht für Ausländer** einzuführen, die seit mindestens zwei Jahren in der Gemeinde wohnen.

Erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg wird eine Schweizerin **ausgebürgert**: Die Mutter zweier Töchter schloss sich 2016 dem Islamischen Staat an und befindet sich heute in einem Lager in Syrien. Die Bundesanwaltschaft eröffnet zudem ein Verfahren gegen **drei Schweizer IS-Verdächtige**, die von der Türkei ausgeliefert wurden.

Beim traditionellen Berchtold-Schwinget siegt der Thurgauer **Samuel Giger** mit sechs gewonnenen Gängen. Die Schweizer Börse verzeichnet für letztes Jahr ein Plus des SMI von 26 Prozent. **Mattea Meyer**, Zürcher Nationalrätin und Kandidatin für das Präsidium der SP, fordert eine **Reichensteuer** und rechnet mit rund zehn Milliarden Franken Zusatzeinnahmen, die sie für den Klimaschutz einsetzen will.

Personenkontrolle

Keller-Sutter, Levrat, Pfister, Sollberger, Brunner, Friedli, Merlin, Ackermann, Erlich, Frei, Blättler, Thormann, Brunner, Gurtner

Karin Keller-Sutter, Bundesrätin im Kampagnenfieber, sorgt für Erstaunen. An der Medienkonferenz zur Ausweitung der Antirassismus-Strafnorm meinte die freisinnige Justizministerin auf die Frage eines Journalisten, ob ein Hotelier einem homosexuellen Paar künftig die Übernachtung verweigern dürfe: «Man kann nicht einfach grundsätzlich eine Leistung verweigern, nur weil einem das Gegenüber nicht passt. Ich kann auch nicht sagen, Sie bekommen eine Leistung nicht, weil Sie ein Mann sind, beispielsweise. Sie kriegen kein Zimmer im Hotel, weil Sie ein Mann sind.» Diese Antwort lässt zwei Schlüsse zu: Entweder sind all die vielen Frauenhotels, Frauen-Fitnessklubs, Frauensaunas oder Frauen-Cafés, die es heute in der Schweiz gibt, rechtswidrig und müssen künftig auch für Männer ihre Türen öffnen. Oder die Justizministerin operiert mit Fake News. (fon)

Christian Levrat, Gipfelstürmer, teilt auch im neuen Jahr kräftig aus. Beim traditionellen Dreikönigsapéro der SP im Berner Parteisekretariat warf der abtretende SP-Chef einen Blick zurück und einen nach vorne. Dabei mokierte sich Levrat über die vielen Gipfeltreffen-Ideen anderer Parteien. So fordert die CVP einen «Konkordanzgipfel», und die Grünen wollen einen «Klimagipfel». Die Inszenierung von Gipfeln sei halt derzeit stark in Mode, spöttelte Levrat nun. Dabei brächten diese nicht viel – was er in den letzten zwölf Jahren an den Von-Wattenwyl-Gesprächen habe feststellen können, also bei den viermal pro Jahr stattfindenden Gipfeltreffen der Bundesratsparteien. Wir finden: Das ist ja der Gipfel! (hmo)

Gerhard Pfister, *salesman*, macht mit einer überraschenden Kehrtwende auf sich aufmerksam. Hatte er noch im letzten Frühjahr die Umbenennung seiner Partei kategorisch ausgeschlossen, liebäugelt er nun mit dem Gedanken, die Christlichdemokratische Volkspartei beispielsweise in «CVP – Die Mitte» umzutaufen. Zur Begründung führte Pfister an, es gebe Leute, «die unsere konsens- und lösungsorientierte Politik zwar unterstützen, die aber auch sagen, sie könnten keine katholische Partei wählen». Die Attraktivität verschiedener Marken will der CVP-Chef jetzt extern überprüfen lassen. Dafür «sind wir mit verschiedenen Stakeholdern im Gespräch». Bei so viel Business-Jargon muss Pfister auf-



Teilt aus: SP-Präsident Levrat.



Schwarzweiss: Grünen-Politikerin Ackermann.



Sorge um Attraktivität: CVP-Präsident Pfister.

passen, dass seine christlichdemokratische Wählerbasis keinen Ausverkauf der Werte wittert. (fsc)

Sandra Sollberger, Geheimwaffe, hat über die Feiertage Nachwuchs erhalten. Die Baselbieterin gehört nämlich zum erlauchten Klub jener SVP-Politikerinnen und -Politiker, die sich eine Kampfkuh der Walliser Eringerrasse leisten. Die Tiere werden vom früheren SVP-Präsidenten Toni Brunner und seiner Partnerin sowie neuen SVP-Nationalrätin Esther Friedli professionell gepflegt und gehegt. So auch Sollbergers Kuh in Brunners Stall, die auf den Namen Mistral hört. Mistral hat nun über die Weihnachtsferien ein Stierkalb geboren, dem die Baselbieter Politikerin den Namen Merlin gab. So heisst der Zauberer und Ratgeber des britischen Sagenkönigs Artus. Vielleicht zaubert Merlin als Maskottchen die SVP ja wieder zurück auf die Siegerstrasse. (hmo)

Elisabeth Ackermann, Kummertante, war vor einem Monat wie immer unbemerkt auf Dienstreise. In Miami, Florida, besuchte die



Maskottchen: SVP-Nationalrätin Sollberger.



«Sehr zuversichtlich»: SVP-Politikerin Brunner.

grüne Basler Regierungspräsidentin die Art Basel sowie den Bürgermeister und nahm gleichzeitig schon Abschied, weil es wohl ihre letzte Dienstreise dorthin gewesen sein dürfte. Ackermann wurde umhüllt von einem in den Basler Farben gehaltenen und schwarz-weiss gestreiften Blazer, der natürlich eine ästhetische und etwas peinliche Provinzialität blosslegte, weil so was nur Sportfans tun. Dennoch hatte der Blazer auch etwas Grossartiges, symbolisiert er doch universell, dass Grün das neue Schwarzweiss ist. Auf ihrem Facebook-Konto postete sie ein Bild des Kunstwerks «Order of Importance» des Konzeptkünstlers Leandro Erlich, der als Statement zum Klimawandel und zur Freude aller grünen Klimabetroffenen 66 Autos mit Sand überschüttet hatte. Woran man sieht, auf welch zwielichtiger Fahrt Ackermann und die Grünen sich so befinden: Das Auto mit allen Mitteln in den Sand setzen wollen, damit die Erde blüht, aber selber schnell mit dem Flugzeug nach Miami fliegen. Das ist das ganze Kontrastprogramm der Grünen von Schwarz bis Weiss. (mib)

Sylvia Frei und Stephan Blättler, Sesshafte, stehen auch die nächsten zwei Jahre an der Spitze des Bundesstrafgerichts in Bellinzona. Frei war vorher Vizepräsidentin und amtiert nun als Präsidentin, bei Blättler ist es umgekehrt. Dieser Rollentausch sorgte in der Bundesversammlung am Wahltag für einige Kritik, da Frei wie Blättler SVP-Richter aus der Deutschschweiz sind und das einseitig zusammengesetzte Präsidialduo ursprünglich nur als Übergangslösung vorgesehen war. Auch die steile Karriere von **Olivier Thormann** gibt am Gericht zu reden. Der Freisinnige, der als Fifa-Ermittler Ende 2018 bei der Bundesanwaltschaft den Hut nehmen musste, weil er einem Verfahrensbeteiligten privat zu nahe getreten war, wurde im letzten Frühling als Richter nach Bellinzona gewählt. Jetzt ist der Neuling bereits zum Präsidenten der Berufungskammer des Bundesstrafgerichts aufgestiegen und sitzt neben Frei und Blättler neu auch in der dreiköpfigen Verwaltungskommission. (fon)

Susanne Brunner, Sportsfrau, kämpft nicht nur gegen die Papizeit, sondern auch gegen die Uhr. Am 23. Januar läuft die Frist für das Referendum gegen den Vaterschaftsurlaub ab, das Brunner federführend betreut. «Wir sind noch nicht dort, wo wir sein sollten», sagt die SVP-Politikerin auf Anfrage. Der späte Start des Referendums und die Feiertage hätten sich ungünstig ausgewirkt. Sie sei aber «sehr zuversichtlich», dass es am Schluss über die Ziellinie reiche. «Bei dieser milliardenteuren neuen Abgabe muss der Stimmbürger das letzte Wort haben», so Brunner. (fsc)

Reto Gurtner, Versöhnungskünstler, rutschte suboptimal ins neue Jahr: Beim Skigebiets-Chef von Flims-Laax-Falera streikte nämlich der Onlineverkauf für Skibillette gleich wie die Drehkreuze beim Ticket-Scan. Gäste, die an die Talstationskassen ausweichen mussten, warteten lange und bezahlten viel (89 Franken), um in den Warteschlangen für Gondel und Sessellifte erneut auszuharren – teilweise stundenlang. «Shit happens, let's drink to that!», dachte sich Gurtner, der mit ebendiesen Worten zum öffentlichen Silvesterumtrunk lud, zum Zeichen der Versöhnung. Betroffene würden zudem direkt kontaktiert, versicherte die Medienstelle Flims-Laax-Falera. «Für die Wiedergutmachung.» Und so flimmerte Tage später ein «Blueline-Token» auf den Handy-Bildschirmen. Wert: «CHF 10», als Anzahlung für die Luxuslinie, die 25 Franken kostet und mit der die Schneesportler an den Menschentrauben vorbeischlüpfen können. Immerhin: Die «Blueline» werde gemäss der Medienstelle genutzt, «vor allem während den Festtagen, wenn der Andrang besonders gross ist». Nur waren diese leider mittlerweile schon passé. Bei leeren Skipisten braucht niemand die blaue Überholspur. (zr)

Nachruf



Spektakel: Fussballer Künzli.

Fritz Künzli (1946–2019) — Er schoss in 313 Nationalliga-A-Spielen sagenhafte 201 Tore. Der Glarner Fritz Künzli war ein Muster an Eleganz und Torgefahr – kultivierte quasi das Spektakel. Seine grosse Popularität verdankte er aber auch seinem blendenden Aussehen. Selber sagte er später dazu: «Es war einfach so, dass alle zu mir rannten und ein Autogramm wollten. Nach Auswärtsspielen mussten die Kollegen im Mannschaftsbus halt ein wenig warten.»

1968 gab er seinen Job als Buchhalter bei der Kreditanstalt auf. Er war einer der ersten Schweizer, die vom Fussball leben konnten – unter anderem dank einem Vertrag als Werbebotschafter für Künzli-Schuhe. Dass er als Achtzehnjähriger beim FC Zürich landete, war alles andere als selbstverständlich. Für den hochtalentierten

Gastwirtsohn aus Ennetbühl hatten sich zunächst die Grasshoppers interessiert. Deren Abgesandter vereinbarte mit Vater Künzli einen Termin, wartete jedoch mit dem unterschrittsbereiten Check im falschen Restaurant – ausgerechnet bei der Konkurrenz. Edi Nägeli, während eines Drittels seines Lebens FCZ-Präsident, kehrte im richtigen Wirtshaus ein, legte einige Tausender bar auf den Tisch. Es sollte ein wegweisender Vertragsabschluss sein. Mit dem FCZ gewann Künzli zweimal die Meisterschaft und viermal den Cup. Später wechselte er zu Winterthur und nach Lausanne. Im Herbst seiner Karriere folgte er dem Ruf des aufstrebenden US-Soccers nach San Diego und Houston. Als einziger Spieler wurde Künzli in der Schweiz viermal Torschützenkönig.

Auch gesellschaftlich trafen den Nerv der Zeit. Nach den Spielen frequentierte der passionierte Jasser gerne das Zürcher Nachtleben – am liebsten im «Mascotte» am Bellevue: «Eine grosse Auswahl gab es damals ja nicht», sagte er dazu – und schuf selber eine Alternative. Zusammen mit seiner Langzeitpartnerin Monika Kaelin eröffnete er 1981 im Langstrassenquartier die Ochsen-Bar. Künzli und Kaelin waren das erste Glamourpaar des Schweizer Sports – und sie hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Als Künzli von seiner Alzheimerkrankheit schon schwer gezeichnet war, liess sich Kaelin zur Pflegefachfrau ausbilden. Im Hirsländ-Spital wachte sie bis zuletzt 24 Stunden an seinem Krankenbett. *Thomas Renggli*

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Wir verbessern die Schweiz

Neues Jahr, neue Themen – oder etwa nicht? Was folgt auf das Klimajahr? National- und Ständeräte sagen, wie sie unser Land 2020 besser machen wollen.

Heiratsstrafe abschaffen



**Marianne Binder-Keller,
Nationalrätin CVP, AG**

Das Bundesgericht hat 1984 festgehalten, dass die finanzielle Diskriminierung verheirateter und somit auch eingetragener Paare gegenüber Konkubinatspaaren verfassungswidrig ist. Bis jetzt hat das Parlament aber jede Lösung abgeschmettert. Nach der äusserst knapp verlorenen Initiative zur Abschaffung der Heiratsstrafe hat die CVP Aargau eine Ständesinitiative eingereicht mit identischem Text, jedoch ohne Umschreibung der Ehe. Der Nationalrat hat ihr bereits zugestimmt. Jetzt liegt es nur noch am Ständerat – und etwa 1,4 Millionen Personen kämen endlich zu ihrem verfassungsmässigen Recht. Und wenn der Ständerat wieder versagt, dann werde ich mit aller Kraft weiterkämpfen. Bis das Ziel erreicht ist.

Social-Media-Auswüchse eindämmen



**Roland Rino Büchel,
Nationalrat SVP, SG**

Parlamentarier profilieren sich gerne mit Ideen, die vor allem eines sind: teuer für die Steuerzahler. Besonders gerne lancieren sie ihre Vorschläge über die sozialen Medien. Ich bin gegen dieses digitale «Kindergartenzüügs». Auch 2020 werde ich mich nach Möglichkeit Instagram, Facebook, Twitter und all den anderen Kanälen sowie der ganzen Hysterie dort entziehen. Weniger ist mehr, vor allem in der Politik: Es darf nicht noch mehr Auflagen, Einschränkungen, finanzielle Belastungen und Verbote für Bürger und Unternehmen geben.

Kleinkinder fördern



**Mustafa Atici,
Nationalrat SP, BS**

Wir brauchen eine nationale Bildungsstrategie, vom ersten bis zum achtzehnten Altersjahr. Ich werde nicht lockerlassen, mich weiter dafür zu engagieren – es geht um unseren wichtigsten Rohstoff. Unser Bildungsverständnis muss sich erweitern: Wir brauchen Kreativität statt Auswendiglernen, forschendes Lernen und Erfahrungslernen, Gleichberechtigung der kreativen Fächer und keine Vorselektion vor neun absolvierten Schuljahren. Der Frühbereich, von null bis vier Jahren, sollte als eigene Bildungsphase anerkannt und alimentiert werden, während das Prinzip der Freiwilligkeit

und das spielerische Element bestehen bleiben. Die entsprechenden Fachkräfte sollten so gut ausgebildet werden wie Lehrkräfte.

Selbstbewusst verhandeln



**Magdalena Martullo-Blocher,
Nationalrätin SVP, GR**

Ich setze mich für gute Handelsbeziehungen mit anderen Staaten ein, während die Schweiz eigenständig und unabhängig bleibt. Unser Land soll weiterhin ein attraktiver und innovativer Handelspartner sein. Über unsere Verfassung und unsere Gesetze wollen wir demokratisch selber bestimmen. Konkret arbeite ich mit, indem ich die Anliegen der Wirtschaft, der Landwirtschaft und die Eigenständigkeit zusammenbringe, die Verwaltung unterstütze und zwischen den Ländern, Verbänden und Parteien vermittele. Mit Unternehmen in sechzehn Ländern kann ich eigene Erfahrungen einbringen und die Anliegen von Schweizer Firmen praxisnah vertreten. Auf Diskriminierungen, wie diejenigen aus der EU, müssen wir uns vorbereiten und uns dagegen wehren.

Individualbesteuerung anschieben

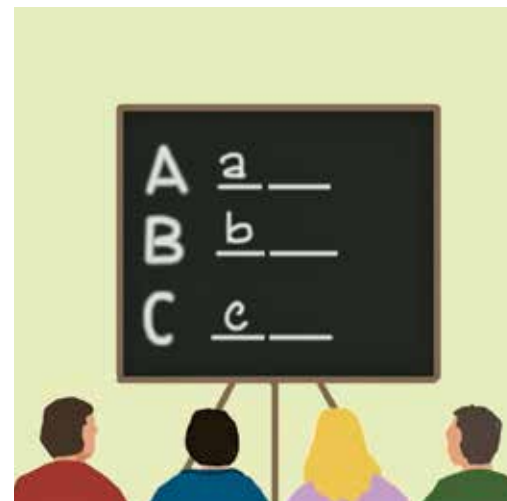


**Johanna Gapany,
Ständerätin FDP, FR**

Ich verlange die Einführung der Individualbesteuerung. Alle Familien (Verheiratete, Alleinerziehende etc.) müssen unabhängig von ihrem Ehegüterstand auf der gleichen Grundlage besteuert werden. Dieses System ermöglicht es, die Steuerlast für Erwerbstätige zu senken, und erlaubt gleichzeitig, dass Personen,



«Alle Familien müssen gleich besteuert werden.»



«Es geht um unseren wichtigsten Rohstoff.»

die dies wollen, mehr arbeiten können. Die Individualbesteuerung ermutigt beide Ehepartner, finanziell unabhängig zu sein. So werden finanzielle Probleme im Zusammenhang mit einer allfälligen Ehescheidung indirekt reduziert.

Flugticketabgaben einführen



**Martin Bäumle,
Nationalrat GLP, ZH**

Das Jahr könnte zum Schlüsseljahr für den Flugverkehr werden, den wir ab 2020 schrittweise CO₂-frei machen müssen. Alle – Wissenschaft, Politik und Gesellschaft – reden vom immensen, umweltbelastenden CO₂-Ausstoss von Flugzeugen. Aufs Fliegen verzichten will aber kaum jemand, und eine reine Lenkungsabgabe, damit weniger geflogen wird, müsste so hoch sein, dass sie politisch nicht umsetzbar wäre. Ich will daher, dass eine Flugticketabgabe im CO₂-Gesetz verankert wird, mit der synthetisches Kerosin gefördert wird, das CO₂-neutral ist. Mit einem Teil der Abgabe, der für die Flugbranche frei verfügbar ist, sollen die Gesellschaften schrittweise erneuerbares Kerosin beimischen und damit selber Umweltmassnahmen ergreifen können. Die Swiss könnte als Pionierin agieren und zusammen mit der Luftansa das Problem global angehen.

Armut bekämpfen



**Yvonne Feri,
Nationalrätin SP, AG**

Schon in Vergangenheit habe ich versucht, den Bund bei der Armutsbekämpfung stärker in die Pflicht zu nehmen. Beispielswei-

se forderte ich die Einführung von Familien-Ergänzungsleistungen, bedarfsabhängige Kinderzulagen, ein Rahmengesetz für Sozialhilfe und mehr Massnahmen im Bereich Bildung und Weiterbildung für wirtschaftlich schwache Personen. Das Projekt Gegenarmut.ch braucht neue Akzente und sollte die Kinder in den Fokus nehmen, damit sie aus der Armutsspirale herausfinden. Eine weitere stark von Armut betroffene Gruppe sind Alleinerziehende. Für diese braucht es (weiterhin und ausgebaut) spezifische Beratungen und Entlastungen.

Pflichtpfand auf Flaschen einführen



**Alois Gmür,
Nationalrat CVP, SZ**

Ich verlange, dass ein Pflichtpfand auf PET-Flaschen, Aludosen und Einwegflaschen eingeführt wird. Abfall wird dadurch ein Wert gegeben. Solche Behältnisse, die trotz Pfand weggeworfen werden, würden mit Sicherheit eingesammelt und an die Verkaufsorte zurückgebracht. Das Pfand belohnte diesen Aufwand, das Littering würde verringert, und das Mehrweggebinde bekäme eine Chance, im Detailhandel wieder angeboten zu werden. Wir als Gesellschaft hätten dadurch deutlich weniger Abfall.

Macht der Kesb beschränken



**Barbara Steinemann,
Nationalrätin SVP, ZH**

Das geltende Recht verleiht den Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (Kesb) eine fast unbegrenzte Machtbefugnis, wie sie keine andere Behörde kennt. Private Beistände sind durch Staatsangestellte vertrieben worden, die Geld verdienen wollen. Wer überprüft die Massnahmen und Anordnungen? Wer kontrolliert die Wirkung oder das Kosten-Nutzen-Verhältnis? Was einst Teil unseres Milizsystems war, ist heute trockene, veradministrierte Beamtenmaterie. Diese falsche Weichenstellung erfolgte auf Bundesebene. Der Bevölkerung und den Parlamentariern werde ich anhand von Beispielen und eines Vorstosses aufzeigen, dass sich durch Aufgabenteilung zwischen Milizbehörden und Fachpersonal alle Entscheide besser abstützen lassen – so, wie es früher war.

Digitalisierung vorantreiben



**Damien Cottier,
Nationalrat FDP, NE**

Online-Verkauf, Kryptowährungen, 3-D-Druck – die digitale Revolution und künstliche Intelligenz werden unsere Arbeitsplätze in allen Bereichen verändern: vom Handel bis zur Landwirtschaft, von der Industrie bis zu den Dienstleistungen. Die Schweiz muss weltweit die besten Voraussetzungen bieten, um den digitalen Wandel voranzutreiben. Das

bedeutet, dass wir unser Ausbildungssystem auf allen Ebenen aktualisieren, die Dienstleistungen der Behörden digitalisieren und Gesetze zum Schutz vor Missbrauch einführen müssen. Das Parlament muss dieses Thema genau verfolgen und die Regierung und die Verwaltung dazu ermutigen, es zu einer echten strategischen Querschnittspriorität zu machen.

Vorsorge sichern



**Peter Hegglin,
Ständerat CVP, ZG**

Eine baldige Sanierung der Sozialversicherungen ist mir wichtig. Die Rahmenbedingungen sollten möglichst bald der demografischen Entwicklung angepasst werden. Es braucht Anpassungen beim Rentenalter, bei den Beiträgen und Leistungen. Je länger mit den Anpassungen zugewartet wird, umso tiefgreifender werden die Massnahmen sein müssen. Als Mitglied der ständerätlichen Kommission werde ich mich entsprechend einbringen.

Generationenvertrag neu aushandeln



**Corina Gredig,
Nationalrätin GLP, ZH**

Für mich als junge Parlamentarierin steht ein besserer Generationenvertrag an erster Stelle. Es kann nicht sein, dass wir in der Schweiz auf Kosten der jungen Generation leben. Genauso wie wir der nächsten Generation keine ökologischen Altlasten hinterlassen dürfen, ist es unfair, ihnen einen Schuldenberg bei den Sozialwerken zu vererben. Einen solchen fairen Generationenvertrag werde ich in diesem Jahr in Angriff nehmen.

Schweizer Holz nutzen



**Erich von Siebenthal,
Nationalrat SVP, BE**

Das Potenzial, das im Schweizer Wald nachwächst, muss als Baustoff genutzt werden. Im Hochbau gibt es keine Grenzen mehr.



«Wir können gar nicht alle bis 65 beschäftigen.»

Zudem binden wir damit CO₂. Als Energieträger ist Holz CO₂-neutral, kein Abfallprodukt und eignet sich für die Wärmeproduktion. Heizöl brauchen wir ebenso keines mehr. Damit wir diese Wertschöpfung erhöhen können, habe ich Vorstösse eingereicht, die in beiden Räten Mehrheiten fanden. Strategische Gespräche werde ich auf allen Ebenen vorantreiben – Holz ist unser Rohstoff.

Kreislaufwirtschaft fördern



**Jacqueline de Quattro,
Nationalrätin FDP, VD**

Wir brauchen eine nachhaltigere und umweltfreundlichere Wirtschaft. Die Kreislaufwirtschaft ist eine glaubwürdige Alternative, die es uns erlaubt, unsere Ressourcen zu respektieren und durch Recycling wiedergewinnen sowie gleichzeitig die Innovation zu fördern. Das Parlament muss die Rahmenbedingungen zur Förderung der Kreislaufwirtschaft schaffen, indem es beispielsweise über eine stärker anreizorientierte Besteuerung nachdenkt. Warum nicht einen günstigeren Mehrwertsteuersatz für Unternehmen gewähren, die die Kreislaufwirtschaft begünstigen?

Rentenalter senken



**Tamara Funicello,
Nationalrätin SP, BE**

Ich will Folgendes: Lasst uns arbeiten, um zu leben, anstatt leben, um zu arbeiten. Unsere Gesellschaft wird immer produktiver. Wie aber kann es sein, dass wir immer noch gleich lange arbeiten wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts? In einem ersten Schritt müssen wir aufhören, über eine Erhöhung des Rentenalters zu diskutieren. Wir arbeiten sowieso viel zu lange und können gar nicht alle bis 65 beschäftigen. Es gib so viele über Fünfzigjährige, die arbeitslos sind, weil sie ihren Job verloren haben und keinen mehr finden; gleichzeitig werden die Reichen immer reicher. Da stimmt doch etwas nicht. Die AHV-Revision gilt es da-



«Wir brauchen eine nachhaltigere Wirtschaft.»



«Ich will keine 10-Millionen-Schweiz.»

her abzuschmettern. Danach können wir im Parlament und auf der Strasse in die Offensive gehen – wobei ich mich lieber auf den Druck der Strasse verlasse.

Zuwanderung drosseln



Thomas Matter,
Nationalrat SVP, ZH

Die Zuwanderung ist ausser Kontrolle. Mit Annahme der Begrenzungsinitiative könnte die Schweiz diese wieder eigenständig regeln. Unser Land hat mittlerweile gleich viel Einwohner wie Österreich, ist aber flächenmässig nur halb so gross. Dass wir an Überbevölkerung leiden, zeigt sich zum Beispiel bei den Sozialwerken, der Jobsicherheit, der Infrastruktur und der Umwelt. Ich will keine 10-Millionen-Schweiz, deshalb setze ich mich für die Initiative ein.

Mit Gleichgesinnten verbünden



Felix Wettstein,
Nationalrat Grüne, SO

Wir Schweizer sind nicht besser als andere, weshalb wir aufhören sollten, auf andere Nationen herabzuschauen. Ich glaube, wir kommen weiter, wenn wir uns mit Gleichgesinnten verbünden. Ich werde mit Menschen Kontakt aufnehmen, die dasselbe wollen, damit wir die heutigen weltweiten Herausforderungen zusammen angehen. Konkret geht es mir um den Stopp des Wachstumszwangs, die Bewältigung der Klimakrise und den Erhalt der Artenvielfalt.

Asien-Strategie vertiefen



Elisabeth Schneider-Schneiter,
Nationalrätin CVP, BL

Ich lehne alle Forderungen ab, welche der Wettbewerbsfähigkeit unserer vernetzten Volkswirtschaft schaden. Handkehrum verlange ich, dass sich der Bundesrat Gedanken über seine Asien-Strategie macht.

Das 21. Jahrhundert wird zum asiatischen Jahrhundert, dessen bin ich mir sicher. Die Schweiz täte gut daran, sich dafür zu rüsten. Ich meine, in der gesamten Bundesverwaltung spricht praktisch niemand Chinesisch. Die Debatte über Asien soll nicht mehr kurzfristig, sondern langfristig geführt werden. Menschenrechtswidrige Inhaftierungen chinesischer Minderheiten oder ausländische Firmenübernahmen hierzulande dürfen zwar nicht aussen vor gelassen werden, sollen unsere Gesamtstrategie jedoch nicht dominieren. Ich fordere daher mehr Wissen und Dialog für eine Stärkung unserer Asien-Kompetenz. Die Chancen müssen gleichermaßen berücksichtigt werden wie die Risiken.

Klimaneutral werden



Gabriela Suter,
Nationalrätin SP, AG

Die reiche Schweiz muss ihren Beitrag zur Lösung der Klimakrise leisten. Dazu müssen wir unsere CO₂-Emissionen möglichst schnell auf netto null bringen und gleichzeitig massiv in erneuerbare Energien investieren. Ich werde mich für ein wirksames CO₂-Gesetz starkmachen. Durch den Schweizer Finanzsektor werden rund zwanzigmal mehr CO₂-Emissionen verursacht als sonst im Inland. Dieser muss ebenfalls in die Pflicht genommen werden. Das grösste Potenzial bei den erneuerbaren Energien liegt in der Fotovoltaik. Die Schweiz braucht eine Solaroffensive, damit die Stromproduktion durch Fotovoltaik von heute 2 auf 50 TWh/Jahr steigt. Dazu muss der Bund die nötigen Fördermittel sprechen.

Progressivere Steuern unterbinden



Beat Walti,
Nationalrat FDP, ZH

Wir müssen wieder Perspektiven für Menschen schaffen, die ihr Leben selber aktiv gestalten und damit einen gesellschaftlichen Beitrag leisten wollen. Ich kämpfe daher für weitsichtige, langfristig ausgerichtete Rahmenbedingungen. Sie sollen nicht die Lebensgestaltung vorschreiben, sondern die bewährten Schweizer Grundprinzipien stärken: Eigentumsgarantie, Rechtssicherheit, Chancengerechtigkeit, den verantwortlichen Umgang mit natürlichen Ressourcen. Zentral dafür ist es, Leistungsanreize zu erhalten, weshalb ich mich gegen immer progressivere Steuern einsetze.

Klimaschutz enkeltauglich machen



Jürg Grossen,
Nationalrat GLP, BE

Für vergangene Taten sollten wir uns nicht allzu sehr auf die Schultern klopfen und den Fokus auf wirksamen, nachhaltigen Klimaschutz in einer langfristigen und ambitionierten Wirtschafts- und Gesell-

schaftsordnung richten. Dafür engagiere ich mich als Politiker auf allen Ebenen und setze als Unternehmer nachhaltige Lösungen tagtäglich konkret um. Ohne funktionierenden Umwelt- und Klimaschutz hat die Wirtschaft langfristig keine Ertragsgrundlage; die Wirtschaft muss aktiv mitmachen, ansonsten kann kein wirksamer Umwelt- und Klimaschutz realisiert werden. Die grünliberale Grundregel, die «Enkeltauglichkeit», werde ich neben der Umwelt- auch in der Wirtschafts-, Renten- und Steuerpolitik einfordern.

Zweiklassenmedizin verhindern



Baptiste Hurni,
Nationalrat SP, NE

Es ist wichtig, dass die Krankenversicherungsprämien gesenkt werden. Das Prämienniveau steigt deutlich schneller als die Löhne, die gesamte Schweizer Mittelschicht wird dadurch ärmer. Ich will mithelfen, dieses System zu überarbeiten. Es muss transparenter und weniger kostspielig werden. Eine Zweiklassenmedizin muss unbedingt vermieden werden. Die Schweiz kann und muss Haushalte bei der Prämienzahlung stärker unterstützen.

Kinderarmut reduzieren



Flavia Wasserfallen,
Nationalrätin SP, BE

In unserer reichen Schweiz leben über 100 000 Kinder in Armut. Tolerierbar wären null. Ich will, dass kein Kind auf gesundes Essen, ein Skilager, Hobbys oder auch mal einen Kinobesuch verzichten muss. Das heisst, es braucht eine Politik für unsere Kinder, für die Zukunft. Denn Armut ist vererbbar, und Armut belastet – nicht nur das Kind, sondern die ganze Gesellschaft. Schweizweit fordere ich Ergänzungsleistungen für einkommensschwache Familien, so wie sie bereits in Solothurn, im Tessin, in der Waadt und in Genf eingeführt sind. Es ist erwiesen, dass dies die Kinderarmut reduziert. Ausserdem muss der Bund Angebote in



«Die Schweiz braucht eine Solaroffensive.»

der Frühen Kindheit wie Elternbildung, Mütter- und Väterberatung, Hausbesuchsprogramme, Betreuungsangebote oder Familienzentren unterstützen und besser koordinieren. Die Stärkung der frühen Kindheit ist ein Gewinn für alle. Der Bund hat hier seinen Teil beizutragen.

Rahmenabkommen verhindern



**Hansjörg Knecht,
Ständerat SVP, AG**

Ich werde mich im Ständerat für eine unabhängige und neutrale Schweiz einsetzen. Es gilt insbesondere, das institutionelle Rahmenabkommen mit der EU zu verhindern, weil wir sonst Teil der EU werden und damit unsere Eigenständigkeit und Innovationsfähigkeit verlieren würden.

Ältere Arbeitnehmer schützen



**Pierre-Yves Maillard,
Nationalrat SP, VD**

Die Schweiz wird jedes Mal stärker, wenn sie prekäre Situationen löst. Und dieses Jahr gilt es jetzt eben, den älteren Arbeitnehmenden zu helfen. Deren Weiterbildung muss besser unterstützt, in Regionale Arbeitsvermittlungszentren muss mehr investiert und die Differenz der BVG-Beiträge zwischen Älteren und Jüngeren muss dringend halbiert werden. Zudem brauchen alle Menschen ab fünfzig mehr Sicherheit. Wer seinen Job verliert und keine Anstellung findet, sollte ab sechzig nicht einfach in die Sozialhilfe abgeschoben werden, sondern eine faire und spezifische Überbrückungsleistung bis zur AHV bekommen. Dafür werde ich mich engagieren; für die realen Probleme der Menschen.

Verkehrsprojekte fördern



**Philipp Matthias Bregy,
Nationalrat CVP, VS**

Ich will, dass die regelmässigen Überschüsse der Eidgenossenschaft gezielt in zukunftssträchtige Infrastrukturprojekte im Bereich Strassen- und Bahnverkehr investiert werden, etwa für den Vollausbau der zweiten Röhre des Lötschbergtunnels oder für die Umsetzung visionärer Ideen wie der Porta Alpina, der Grimselbahn oder einer U-Bahn zwischen den grossen Städten. Auch im Bereich des Strassenverkehrs kann mit Um- oder Unterführungen von Städten und deren Agglomeration eine Verbesserung der Mobilität erreicht werden.

Korruption eindämmen



**Mattea Meyer,
Nationalrätin SP, ZH**

Wir haben ein Problem mit gekaufter Politik. Parlamentarierinnen und Parlamentarier müssen heute nicht angeben, wie viel



«Wir haben ein Problem mit gekaufter Politik.»

Geld sie mit ihren Verwaltungsratsmandaten verdienen. Wer zum Beispiel für eine Krankenkasse amtiert, kassiert Zehntausende von Franken und garantiert dafür, im richtigen Moment im Sinne der Unternehmung zu stimmen. Diese Vermischung von finanziellen und politischen Interessen gefährdet die Demokratie und kann zu korruptem Verhalten führen. Damit dies nicht passiert, braucht es mehr Transparenz und eine Begrenzung der Entschädigung. Es ist Zeit für die Transparenzinitiative. Die Schweizer Politik darf nicht übers Portemonnaie bestimmt werden!

Rahmenabkommen vors Volk bringen



**Doris Fiala,
Nationalrätin FDP, ZH**

Ich werde weiterhin sachlich und nun noch intensiver über Risiken und vor allem Chancen der Schweiz mit der EU, dem 500-Millionen-Konsumentenmarkt, aufklären. Es muss erkannt werden, dass das Positive des institutionellen Rahmenabkommens überwiegt. Dabei will ich noch vermehrt Verbündete für konstruktive Lösungen suchen. Maximalforderungen bringen leider nichts. Das Ziel muss sein, dass der Bundesrat ein mehrheitsfähiges Rahmenabkommen paraphiert, damit die Bevölkerung über eine Vorlage entscheiden kann.

Schweizer Werte lehren



**Andreas Glarner,
Nationalrat SVP, AG**

Die Schweiz war vor 130 Jahren eines der ärmsten Länder in Europa. Wir Schweizer haben es ohne Bodenschätze und ohne Meeranstoss, dafür mit grossem Fleiss, mit Beharrlichkeit, Erfindergeist, Zuverlässigkeit, Eigenverantwortung und Pünktlichkeit zum heutigen Wohlstand gebracht. Leider sind wir im Begriff, dies alles kaputtzumachen. Heute beherrschen die soziale Hängematte, das Mittelmaß, ein unglaubliches Laissez-faire, eine grosse Anspruchsmentalität und eine freizeit-

orientierte Schonhaltung unser Tun. Die Schulen müssen die Werte, die uns gross und erfolgreich gemacht haben, wieder vermitteln. Dafür werde ich kämpfen!

Selbstbewusster gegenüber der EU auftreten



**Marcel Dettling,
Nationalrat SVP, SZ**

Der Fall ist klar: Die Schweiz muss wieder selbstbewusster auftreten, vor allem gegenüber der EU. Und Gelegenheit dazu gibt es. Mit der Begrenzungsinitiative, für die ich mich einsetzen werde, und dem Rahmenabkommen, das die Schweiz negativ prägen würde, wenn wir es unterschrieben, stehen zwei wichtige Vorlagen auf der Traktandenliste. Damit gibt es endlich die Möglichkeit, konkret Selbstbewusstsein zu demonstrieren und nicht immer nur den Bückling zu machen. In diesem Jahr geht es um die Zukunft der Schweiz und unserer Eigenständigkeit.

Demokratie digitalisieren



**Damian Müller,
Ständerat FDP, LU**

Auch wenn die Schweiz bereits auf den Innovationsranglisten vorne mitmisch, dürfen wir ja nicht nachlassen. Und damit die Wirtschaft weiterhin wettbewerbsfähig bleibt, müssen Politik und Unternehmen noch mehr in die Universitäten und Technischen Hochschulen investieren. Aber auch die Politik braucht Ideen: Wenn wir es schaffen, dass sich mit innovativen Instrumenten möglichst viele Menschen an unserem System beteiligen, bleibt die direkte Demokratie lebendig. Daher unterstütze ich eine sichere elektronische Stimmabgabe, die digitale Datenverarbeitung im Gesundheitswesen, E-Government und ein umfassendes Open-Government-Data-Vorhaben.

Umfrage: Roman Zeller



«Eine Verbesserung der Mobilität ist möglich.»

Jetzt
abonnieren!



**Hier sollte unser Beikleber
angebracht sein. Wenn er nicht
mehr da ist, haben Sie ihn sicher
schon ausgefüllt und eingeschickt.
Grossartig! Herzlichen Dank und
viel Lesespass mit der *Weltwoche*!**

Weitere Abo-Angebote:

www.weltwoche.ch/abo

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch

DIE  WELTWOCHE

«Die SP hat die Konkordanz gebrochen»

Von Erik Ebnetzer — Alt Bundesrat Christoph Blocher erhofft sich nach dem Linksrutsch eine engere Zusammenarbeit der bürgerlichen Parteien, um die Sozialwerke zu sanieren. Seine SVP sieht er in der Pflicht, die Gespräche für eine neue Zauberformel anzustossen.

Herr Blocher, die *Weltwoche* fragt zum Jahresauftakt die Parlamentarier, was die Schweiz besser machen könne. Wie lautet Ihre Antwort?

Die Stärken der Schweiz erhalten, die Gefahren erkennen und dafür sorgen, dass die Politiker keine Dummheiten machen. Hauptgefahr ist das geplante institutionelle Rahmenabkommen mit der EU.

Das wird kaum dieses Jahr entschieden.

Sind Sie so sicher? Hinter den Kulissen läuft im Halbdunkeln vieles. Die Gewerkschaften werden ihren Widerstand wohl schon bald aufgeben. Verwaltung und Bundesrat basteln unterdessen daran, das Abkommen dem obligatorischen Referendum zu entziehen, obwohl es die verfassungsmässig garantierte Unabhängigkeit der Schweiz beseitigen würde. Man will nicht, dass die Kantone mitbestimmen, weil man ihr Nein fürchtet.

Wenn das stimmt, hat die SVP vielleicht einen strategischen Fehler gemacht.

Welchen?

Guy Parmelin hätte das Justizdepartement übernehmen können, als vor gut einem Jahr die Zuständigkeiten im Bundesrat neu verteilt wurden. Die Frage, ob das Rahmenabkommen dem obligatorischen Referendum unterliegt, wird massgeblich im Bundesamt für Justiz beurteilt. Ein SVP-Justizminister könnte darauf Einfluss nehmen.

Am finalen Entscheid würde dies nichts ändern.

Warum nicht?

Als ich Bundesrat war, stellte mein Justizdepartement einen fundierten Antrag, das Schengen/Dublin-Abkommen dem obligatorischen Referendum zu unterstellen. Der Bundesrat setzte sich kaltschnäuzig darüber hinweg. Gerade in der Europapolitik wird die Bundesverfassung leichtfertig übergangen.

Das ist ein ziemlich schwer wiegender Vorwurf.

Wer die Verwaltung nicht beaufsichtigt und kritisiert, wird deren Untertan. Der institutionelle Rahmenvertrag ist vor allem das Werk der Beamten. Einer wie Ignazio Cassis, der sanften Widerstand gegen die eigenmächtige Verwaltung leistet, muss von links sogar mit der Abwahl rechnen. Didier Burkhalter frass diesem linken Knäuel regelrecht aus der Hand. >>>



«Der Wille zu Freiheit und Unabhängigkeit hat etwas nachgelassen»: SVP-Doyen Blocher, 79.

Haben Sie dafür ein Beispiel?

Nehmen Sie nur seinen letzten wichtigen Personalentscheid: Er ernannte mit Pascale Baeriswyl eine sehr linke Sozialdemokratin ohne Rüstzeug zur Staatssekretärin. Wie kommt ein Freisinniger dazu? Cassis hat dies korrigiert. Das ist eine beachtliche Leistung.

Gleichzeitig ist zu hören, Cassis sei der einzige Bundesrat gewesen, der das Rahmenabkommen ohne Konsultation unterschreiben lassen wollte.

Seine Beamten, die meist schon lange mit Kopf und Herz in der EU sind, wollten sicher keine Konsultation. Eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als dass die Mehrheit im Aussendepartement für die verfassungsmässige Unabhängigkeit der Schweiz eintritt. Wieweit und wie beiseelt Bundesrat Cassis die Meinung seines Departements im Bundesrat eingebracht hat, weiss ich nicht. Jedenfalls hat der Bundesrat richtig entschieden.

Kann Cassis seine Leute im Departement nicht einfach überstimmen?

Überstimmen nicht. Aber dem Bundesrat das Gegenteil empfehlen. Vielleicht hat er das getan, vielleicht zurückhaltend.

Wie kommen Sie darauf?

Wir können nicht in Herz und Seele von Bundesräten blicken. Aber man kann errahnen, was sie bewegt. Cassis ist Tessiner – zum Glück. Ihm ist es zu verdanken, dass der Rahmenvertrag für alle in der Landessprache vorliegt. Wer das Rahmenabkommen liest, kann es nur ablehnen. Ich kenne keinen Unternehmer, der einen solchen Vertrag für seine Firma abschliessen würde. Das Problem ist allerdings, dass die meisten den Vertrag nicht lesen.

Heisst das, Sie rechnen mit einem Ja?

Der ehemalige Gewerkschaftssekretär und hervorragende Wirtschaftspublizist Beat Kappeler – leider kein SVPLer – sagte kürzlich, er sei sich sicher, dass das Schweizer Volk das Rahmenabkommen nie gutheissen werde. Ich hoffe, er behält recht.

Sie sind skeptischer?

Nach so vielen wirtschaftlich guten Jahren hat der Wille zu Freiheit und Unabhängigkeit etwas nachgelassen. Eine solche Entwicklung führt normalerweise zu Bevormundung.

Die Befürworter des Rahmenabkommens argumentieren vor allem wirtschaftlich: Ohne Vertrag würde die Schweiz den Marktzugang zu ihrem wichtigsten Handelspartner aufs Spiel setzen.

Das ist dummes Zeug! Die Schweiz hat mit der EU seit 1972 einen Freihandelsvertrag. Das ist unser wichtigstes gemeinsames Abkommen, und es gehört nicht zu den Bilateralen. Klugerweise hat der Bundesrat vorgesorgt, dass es auch mit

Grossbritannien gilt, wenn der Brexit kommt. Die Bedeutung der Bilateralen wird masslos übertrieben, zuletzt ja wieder im *Tages-Anzeiger*.

Wann genau meinen Sie?

Zum Jahresende schrieb die Chefredaktorin in ihrem Leitartikel, die Rezession der neunziger Jahre sei dank den Bilateralen I überwunden worden. Fake News! Die Neunziger-Rezession war die Folge der wirtschaftlichen Überhitzung in den achtziger Jahren und endete 1997, also deutlich vor der Unterzeichnung der Bilateralen I. Das ist in jeder Handelsstatistik nachprüfbar.

Wie erklären Sie es sich, dass sich diese längst widerlegte Behauptung so hartnäckig hält? Das ist ja nicht nur im *Tages-Anzeiger* zu lesen.

Ein bedeutender Industrieller hat mir einmal gesagt: «Wählt nur Leute, die von Wirtschaft nichts verstehen.» Diesen Leuten könne man jeden ökonomischen Bären aufbinden, um die eigenen wirtschaftlichen Interessen zu vertreten. Es sind Organisationen wie Economiesuisse, die solche Artikel mit ihrer Propaganda prägen.

Weshalb sollte Economiesuisse die EU-Anbindung propagieren, wenn dies der Wirtschaft gar nichts nützt, wie Sie sagen?

Es mag einzelne Unternehmen geben, die von der Anbindung profitieren. Diese schadet aber der Volkswirtschaft, und Economie-

«Wir müssen wettbewerbsfähiger sein als die EU, um unseren höheren Wohlstand zu halten.»

suisse vertritt eben nicht die Volkswirtschaft, sondern Eigeninteressen. Sie wird dominiert von den Gross- und staatsnahen Konzernen. Die eigentlichen Schweizer Firmen, die mit starken Produkten weltweit führend sind – und davon gibt es viele –, wollen nicht dieselben Rahmenbedingungen haben wie ihre Konkurrenten in den Nachbarländern, sondern bessere. Wir müssen wettbewerbsfähiger sein als die EU, um unseren höheren Wohlstand zu halten. Gefährlich ist, wie staatsnah die Grosskonzerne geworden sind.

Welche Unternehmen meinen Sie?

Zum Beispiel die Pharmabranche, die hochreguliert ist. Der Staat bestimmt sogar die Medikamentenpreise. Glauben Sie, diese Firmen können ein Prestigeprojekt des Bundesrats wie den Rahmenvertrag ablehnen? Dasselbe gilt für die Banken. In persönlichen Gesprächen räumen deren Chefs das sogar ein. Man könne keine Kritik an der Verwaltung üben, denn man habe die Aufsichtsbehörde schon die ganze Zeit im Haus. Auch fast die ganze Stromwirtschaft ist staatlich.

Economiesuisse sagt: Zwei Drittel des Schweizer Wohlstands werden im und mit dem Ausland erwirtschaftet.

Ja und? Deswegen braucht man doch seine Entscheidungsfähigkeit nicht preiszugeben. Die Schweiz ist erfolgreich, weil sie Produkte anbietet, die qualitativ so gut sind, dass sie abgekauft werden. Es ist einfacher, solche Produkte in einer freiheitlichen Wirtschaftsordnung herzustellen. Wir dürfen uns auf keinen Fall in diese zentralistische, bürokratische EU institutionell einbinden lassen. Die Grossunternehmen sind ja sogar bereit, den freien Arbeitsmarkt zu opfern.

Ein anderes Thema, das die Wirtschaft umtreibt, sind die Negativzinsen. Wie beurteilen Sie die Geldpolitik der Nationalbank?

Die Unternehmen unserer Familie profitieren als Exporteure von einem schwachen Franken. Aber profitiert auch die Schweiz davon? Die Antwort ist klar nein.

Ist die Nationalbank nicht einfach eine Getriebene der Europäischen Zentralbank?

Das ist eindeutig so, aber sie müsste das nicht in diesem Ausmass sein. Wenn der Euro in einer ohnehin schwierigen Situation, wie nach der Bankenkrise ab 2008, von 1.60 auf 1 Franken abstürzt, kann es sinnvoll sein, den Kurs auch einmal zu stützen. Wenn man das macht, muss man aber wissen, wie man da wieder rauskommt. Es geht auch nicht nur um die Negativzinsen.

Sie meinen die Interventionen am Devisenmarkt?

Die Nationalbank unternimmt alles Mögliche, um den Franken tief zu halten. Durch das geschaffene Geld ist die Schweiz der grösste Gläubiger von Deutschland, und Deutschland ist der grösste Gläubiger von Italien, dessen direkter Gläubiger die Schweiz auch noch ist. Das sind unglaubliche Risiken. Was, wenn Italien kollabiert?

Das wäre vielleicht ein Thema für die SVP in diesem Jahr.

Natürlich ist das ein Thema für uns. Die SVP ist der Meinung, dass die Nationalbank ihren Kurs ändern und auch auf Negativzinsen verzichten soll. Die ganze Altersvorsorge ist gefährdet. Für die zweite und dritte Säule sind Negativzinsen unhaltbar. Davon sind alle betroffen. Was soll ein Familienvater machen, wenn er 400 Franken im Monat auf die Seite legen will? Man verweigert ihm Sicherheit und Zins.

Was die unsicheren Renten angeht, ist von der SVP aber nicht sehr viel zu hören. Ähnliches gilt für die steigenden Krankenkassenprämien. Das kritisierte kürzlich ja sogar Ueli Maurer.

Die SVP hat seinerzeit das Grundübel der teuren Krankenkassenprämien – nämlich das Krankenversicherungsgesetz – abgelehnt. Ebenso die Personenfreizügigkeit,



«Starke Produkte»: Unternehmer Blocher.

durch die viele Menschen mittleren Alters ins Land kommen, die in ihren jungen, gesunden Jahren nichts in das System einbezahlt haben, nun aber dessen Leistungen genau gleich beziehen. Was sollen wir zusätzlich tun? Im Kanton Zürich verlangen wir zum Beispiel, dass die Krankenkassenprämien von den Steuern abgezogen werden können.

Was sind Ihre Lösungsvorschläge bei der Altersvorsorge?

Die SVP hatte bei der AHV ein klares Ziel: keine Leistungskürzungen und keine höheren Lohnabzüge und Mehrwertsteuern. Weil wir damit keine Mehrheit fanden, entschieden wir uns, mit den bürgerlichen Parteien wenigstens eine Kompromisslösung zu erreichen. Bei der zweiten Säule sollen die einbezahlten Prämien nicht durch Umverteilung zunichtegemacht werden. Der Bundesrat geht diesen falschen Weg. Das lehnen wir ab.

Was wollen Sie dagegen tun?

Nachdem Links-Grün so zugelegt hat, ist es nun vielleicht möglich, dass die SVP als grösste Partei die Initiative ergreift, um mit FDP und CVP ein Rettungskonzept zu entwerfen.

Nach welchem Muster?

Nicht nach dem Muster von Alain Berset. Er überlässt die Lösung den Sozialpartnern und geht mit deren Vorschlag in die Vernehmlassung. Natürlich schauen die Arbeitgeberverbände und die Gewerkschaften, dass sie dabei möglichst gut wegkommen. Wer soll das bezahlen? Dem Mittelstand nimmt man die Rente durch Umverteilung, und die Jungen bekommen höhere Lohnabzüge aufgedrückt.

Gibt es Anzeichen, dass SVP, FDP und CVP nach dem Linksrutsch enger zusammenarbeiten?

Ich bin zuversichtlicher als auch schon, erst recht, weil die SP bei den Bundesratswahlen die Konkordanz gebrochen hat.

Wie soll sie das getan haben?

Sie verlangte, dass die Bürgerlichen die beiden SP-Bundesräte wählten, und zwar gemäss bestehender, rechnerischer Zauberformel. Gleichzeitig unterstützte sie Regula Rytz von den Grünen statt Ignazio Cassis von den Freisinnigen. Das ist der Bruch der Konkordanz. Man kann Konkordanz nicht allein bestimmen.

Sie verstehen unter der bestehenden Zauberformel die Aufteilung der Bundesratssitze nach Wähleranteilen?

Ja, genau. Je zwei Sitze für die drei wählerstärksten Parteien und einen Sitz für die viertstärkste.

Die CVP sagt, man könne nicht nur auf den Wähleranteil schauen, sondern müsse auch die Fraktionsgrösse berücksichtigen.

Das ist Schlaumeierei. Die Fraktionsgrösse kann über Listenverbindungen und Fraktionsfusionen manipuliert werden. So wird der Wählerwille verzerrt.

Braucht es eine neue Zauberformel, wenn die bisherige nicht mehr recht gilt? Die Grünen haben neuerdings ja einen höheren Wähleranteil als die CVP.

Die Zauberformel und die Konkordanz haben den Zweck, möglichst viele relevante Kräfte des Parlaments in die Regierung einzubinden. Die vier Bundesratsparteien vertraten 1959, als die Zauberformel entstand, 85 Prozent der Wähler. Heute sind es knapp 70 Prozent. Sollten die Verhältnisse gleich bleiben, ist eine Änderung ins Auge zu fassen.

«Man darf nicht immer auf Wahlerfolge schielen. Wichtiger ist es, glaubwürdig zu bleiben.»

sen. Die CVP ist nicht mehr viertstärkste Partei, und rechnerisch sind SP und FDP mit je zwei Sitzen übervertreten.

Wie soll es jetzt weitergehen?

Das müssen die Parteien miteinander klären. Die SVP als stärkste Partei muss dies anregen und bereit sein, solche Gespräche zu führen.

Das wird auch eine Aufgabe des neuen Präsidenten sein.

Ja, sicher.

Kennen Sie seinen Namen schon?

Nein. Die Partei hat sich für den Weg über eine Findungskommission entschieden, und die Kantone können Vorschläge machen. Ich hoffe, dass jemand bereit ist, dieses Amt zu übernehmen. Wer immer es sein wird, muss Freude daran haben, die Partei

voranzubringen, mit Seele, Geist und Leidenschaft. Er darf Kritik nicht scheuen, und er darf nicht an sich und seine Wahlchancen denken.

Ist das eine Kritik am abtretenden Präsidenten Albert Rösti, der in der Nationalratswahl schweizweit das beste Ergebnis erzielt hatte?

Nein, gar nicht. Was ich sage, muss kein Widerspruch sein. Ich habe viele Jahre als Präsident der treibenden Zürcher Sektion die schweizweit höchste Stimmenzahl erreicht, und trotzdem legte die Partei zu.

Wer kommt als Nachfolger für Rösti in Frage?

Wenn wir das wüssten, brauchten wir keine Findungskommission. Fähige Leute haben wir.

An wen denken Sie?

Jetzt schon einen Kandidaten zu nennen, wäre des Kandidaten Tod.

Kann man SVP-Präsident werden ohne Ihren Segen?

Ja, klar. Die SVP ist eine demokratische Partei. Mitreden können alle Mitglieder – auch ich. Aber am Schluss entscheiden die gewählten Gremien.

Ihre Stimme hat doch mehr Gewicht.

Vielleicht will man von meiner Erfahrung profitieren. Und wenn man mich fragt, sage ich: «Der Kurs, den wir fahren, stimmt.» Man darf nicht immer auf Wahlerfolge schielen. Viel wichtiger ist es, inhaltlich glaubwürdig zu bleiben.

Ganz ohne Wahlerfolge geht es aber nicht, sonst lässt sich ja kaum etwas durchsetzen.

Das eine tun und das andere nicht lassen. Wir haben für zwei Bundesratssitze gekämpft, ohne deswegen die zentralen Positionen preiszugeben. In der Konkordanz ist jede Partei in der Regierung und gleichzeitig in der Opposition. Die Oppositionen ausserhalb der Regierung sind in der Schweiz dafür oft treue Regierungsparteien wie heute die Grünen.

Vielleicht führen die Grünen den Bundesrat so ja heimlich.

Das war in den neunziger Jahren unser Ziel. Aber Opposition ist in der Schweiz gar nicht richtig möglich.

Die SVP hat es nach Ihrer Abwahl aus dem Bundesrat trotzdem versucht.

Das hat nicht funktioniert. Es ist auch unschweizerisch. Eine Partei, die in den Kantonen mit den gleichen Parteien mitregiert, kann im Bund nicht richtig opponieren. Wir machten in der Fraktion einmal eine Abstimmung, ob wir in die Opposition gehen sollten. Es gab keine Mehrheit, aber nicht, weil so viele Nein-Stimmen gekommen wären, sondern weil sich so viele enthielten. Sie sehen an diesem Beispiel: Die Schweizer meiden die Opposition sogar, wenn sie in die Opposition getrieben werden. ○

Hausbackenes Spiessertum

Von Christoph Mörgeli

Als das Kernkraftwerk Mühleberg am 20. Dezember vom Netz ging, sprach Energieministerin Simonetta Sommaruga von einem «historischen Tag». Sie bebte vor Genugtuung. Und versprach für die Zukunft weniger Auslandsabhängigkeit. Das Gegenteil ist richtig, denn die Schweiz wird ihre Stromlücke aus ausländischen AKW und Kohlekraftwerken füllen. Man wünscht sich gelegentlich Eveline Widmer-Schlumpf zurück. Deren Unwahrheiten waren wenigstens raffiniert.

Für ihre Neujahrsansprache hat sich Bundespräsidentin Sommaruga etwas anderes ausgedacht: Sie betritt in verkrampfter Spontaneität eine Bäckerei, wo sie in freundlichstem Berndeutsch begrüsst wird. Kein Wunder, sind doch die Bäckereien und Konditoreien die einzigen Ladengeschäfte, wo nur Schweizerinnen arbeiten. Die Magistratin kauft ein Brot. Wie du und ich. Doch im Gegensatz zu unsereinem hat die gertenschlanke Sommaruga seit Jahrzehnten nicht mehr von der Schokoladenauslage gekostet. Nun stellt sie ihr Täschchen ab, ordnet ihr rotes Halstuch und wendet sich zur Kamera. Wäre sie keine Linke, unsere Komiker hätten für Monate ein gefundenes Fressen.

«Brot ist ein Grundnahrungsmittel», verkündet die Bundespräsidentin – und würde Brot wohl am liebsten zum Service public erklären. «Viele Menschen haben nicht einmal das.» Würde Sommarugas antikapitalistisches Parteiprogramm verwirklicht, müssten alle verhungern. Dann, ganz Grossmama, wünscht sich die Kinderlose, dass sich auch unsere Enkel noch «e guets Neus» wünschen können. Während die Berner dem Nebel entfliehen, um auf sonnigen Höhen wegen der Massenzuwanderung in langen Autokolonnen steckenzubleiben.

Irgendwie will sich bei Sommarugas Auftritt die erwünschte Herzenswärme nicht einstellen. Wir riechen statt frischen Brotgeruch bloss sozialdemokratischen Moder. Ob sie sich selber wohl fühlt im stickigen Gefängnis ihrer Urteile und Vorurteile? Helle, Heiterkeit, Humor – Fehlanzeige. Das Brot ihres Moralismus hat eine harte Kruste. Nirgends sind die Mauern so hoch wie dort, wo die Spiesser zu Hause sind. Unsere Bundespräsidentin geht mit ihrem Gutmenschen schwanter, doch wir Bürger werden nicht froher Hoffnung. Nur gut, ist die Grüne Regula Rytz nicht Bundesrätin geworden. Sie müsste ihre Präsidialrede statt in einer Bäckerei wohl in einer Metzgerei halten. Welch Pech für die Vegetarierin.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Gute-Nacht-Orchester

Von Peter Bodenmann — Jede und jeder gibt sein Bestes, deshalb ist alles blockiert: Europa, Klimaneutralität, Abrüstung, Gesundheitskosten.



Wer versteckt sich rechts im Cellokasten?: offizielles Bundesratsfoto 2020.

Jeder Bundesrat, jede Bundesrätin liess sich einzeln aufnehmen. Die danach erstellte Fotomontage spottet jeder Beschreibung: Guy Parmelin sitzt auf einem Stuhl mit nur drei Beinen. Und der linke Schuh von Viola Amherd bohrt sich in den Unterschenkel von Bundeskanzler Walter Thurnherr.

Simonetta Sommaruga will uns weismachen, wir hätten in Bern ein Orchester, in dem alle ihr Bestes geben würden. Wahr ist: In Bern herrscht politische Dunkelflaute. In den wesentlichen Dossiers bewegt sich rein gar nichts.

Anders sieht es in Österreich aus. Hier haben am ersten Wochenende des Jahres 2020 die ÖVP und die Grünen geheiratet. Sie wollen fünf Jahre lang gemeinsam regieren. Und einiges bewegen. Dies, nachdem die vorgezogenen Neuwahlen drei Trümmerparteien hinterliessen: Die Liste Pilz schaffte das Quorum nicht mehr. Die ohnehin geschwächte FPÖ schmeisst nach dem Ibiza-Video den Spesenritter Heinz-Christian Strache aus der Partei. Und der SPÖ geht es gleich schlecht wie der SP Schweiz.

Niemand von unserem Gute-Nacht-Orchester hat sich für die Wahl von Regula Rytz in den Bundesrat ausgesprochen. Obwohl Grüne und Grünliberale zusammen mehr Stimmen machten als die Grünen in Österreich.

Der Schweizer Bundesrat will aufgrund seiner bisherigen Beschlüsse frühestens bis 2060 eine klimaneutrale Schweiz realisieren.

Zwanzig Jahre nach dem k. u. k. Österreich, nach der neuen Kurz-und-Kogler-Regierung. Die Klimajugend wird unser Schlaforchester dank dieser Steilvorgabe aus Wien zum Handeln zwingen.

Der Brexit wirkt Wunder: In Österreich will keine Partei mehr raus aus der EU. Im Gegenteil: Die neue Regierung ist klar proeuropäisch. Anders in der Schweiz: Unsere Damen und Herren Bundesräte wissen nicht einmal, wie sie EU-kompatibel den Arbeitnehmerschutz verstärken können. Obwohl alle angeblich ihr Bestes geben. Diese selbsternannten Besten.

Kein Detail: Österreich wird nicht aufrüsten, obwohl es heute pro Kopf nur halb so viel für die Armee ausgibt wie die Schweiz. Niemand will teure Kampfflugzeuge beschaffen. Eigentlich eine Blaupause für die in Sachen Wahlen weniger erfolgreiche Schweizer Schwesterpartei.

Der alte und neue Bundeskanzler Kurz ist ein bewegliches politisches Gummiboot. Zuerst holte er die Freiheitlichen an Bord, um sie zu zerstören. Und jetzt nimmt er mit den Grünen im Beiboot den verbleibenden Linken das Öko-Thema weg. Chapeau.

Frage: Wer versteckt sich rechts im Cellokasten? Sieben «Totemügerli».

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Trottell, Faschist, Clown

Von Kurt W. Zimmermann — Zum neuen Jahr eine risikolose Prognose. Der Journalismus im 2020 wird schmutziger denn je.

Als der bürgerliche Boris Johnson die britischen Wahlen gewonnen hatte, griffen die enttäuschten roten Journalisten in die untersten Schubladen.

Im linken Schweizer Magazin *Republik* etwa fiel der bekannte Journalist Constantin Seibt über Wahlverlierer Jeremy Corbyn her. Wörtlich schrieb er: «Der Labour-Chef Jeremy Corbyn ist das übelste, mieseste, verkommenste Arschloch, das je das britische Parlament betrat.»

Im linken englischen Blatt *The Guardian* fiel die bekannte Journalistin Hannah Jane Parkinson über Wahlsieger Boris Johnson her. Wörtlich titelte sie über ihn: «Volltrottell, Idiot, Clown, Tollpatsch.»

Arschloch. Idiot. So geht Journalismus heute.

Es ist eine neue Tendenz in den Medien, dass Injurien derart salonfähig geworden sind. Lange waren rüde Beschimpfungen von Personen unzulässig. Die Aggressivität zeigte eine mangelnde Distanz zum Thema auf und kollidierte dadurch mit dem Branchenethos. Journalisten wollten unabhängig sein. Heute aber sehen sich viele nicht mehr als nüchterne Beobachter, sondern als empörte Agitatoren.

Ein schönes Beispiel lieferte eben der Westdeutsche Rundfunk, ein Sender der ARD. Die Redaktion rückte einen Kinderchor ins Programm, der in ihrem Auftrag dann öffentlich-rechtlich sang: «Meine Oma ist 'ne alte Umweltsau.»

Nach einer breiten Protestwelle versuchte der Sender erst, die Klima-Agitation als «Satire» kleinzureden. Als das Scheinargument nicht verfiel, entschuldigte sich dann hastig der Intendant.

Getarntes Sendungsbewusstsein

Der Verweis auf Satire ist darum beliebt, weil sich damit das eigene Sendungsbewusstsein verstecken lässt. Auch Agitator Constantin Seibt schrieb seine Arschloch-Passage als eine Art Satire, sagt er, «weil ich dachte, dass durch die absurde Übertreibung sie so niemand, der lesen kann, als wörtliche Beleidigung nimmt».

Die Sprache im Journalismus hat sich erst in den letzten drei, vier Jahren dermaßen radikalisiert. Täglich überziehen heute Journalisten demokratisch gewählte Politiker mit geifernder Verachtung. Ihre beliebtesten Injurien sind: Rassist, Sexist, Nazi, Arschloch, Clown, Lügner, Idiot, Trottell, Faschist.

Um noch einmal das besonders untergriffige Magazin *Republik* zu zitieren: Als etwa der frühere Trump-Berater Steve Bannon die



Aggressionsspirale: Boris Johnson.

Schweiz besuchte, war sofort klar: «Bannon ist ein Faschist».

Auslöser des Negativtrends war US-Präsident Donald Trump, der besonders die deutschen Journalisten in höchste Feindseligkeit treibt. Für den *Spiegel* ist Trump ein «Faschist». Auch für die *Zeit* ist er ein «Faschist». Das ZDF wiederum unterstellt ihm, ein «durchgeknallter Idiot» zu sein. Mit Trump vergleichbar ist Boris Johnson, der als «serieller Lügner» (*Süddeutsche Zeitung*) die Journalisten zu ähnlicher Weissglut bringt.

Schweizer Journalisten sagen es meist etwas milder. Für den *Tages-Anzeiger* etwa ist Donald Trump ein «narzisstischer Clown». Für dasselbe Blatt ist Boris Johnson «ein Clown an der Downing Street». Damit allerdings ist nicht der lustige Hanswurst gemeint, sondern der monströse Horror-Clown.

2020 wird es in den Medien zwei Dauerthemen geben, die US-Wahlen und die Brexit-Verhandlungen. Trump und Johnson haben die zwei Hauptrollen. Es ist darum eine risikolose Prognose für das neue Jahr, dass sich die verbale Aggressionsspirale im Journalismus noch weiter nach oben dreht. Es wird schmutziger denn je.

Rassist, Sexist, Nazi, Arschloch, Clown, Lügner, Idiot, Trottell, Faschist. Ich bin sehr optimistisch, dass wir in 2020 noch ein paar verbale Steigerungen erleben.

Hitlers Baby

Von Henryk M. Broder — Kanzler Kurz und die «Seenotrettung».

Im Grossen und Ganzen sind die Deutschen eine tolerante Nation. Sie haben nach dem Ende des Dritten Reiches ehemalige Nazis im Staatsdienst toleriert, so wie sie bis heute ehemalige Funktionäre der SED und Mitarbeiter der Stasi als Verteidiger der Demokratie im «Kampf gegen rechts» tolerieren. Sie lassen sich enteignen, wenn es um einen guten Zweck geht, zum Beispiel die europäische Integration oder die Rettung des Klimas, und sie nehmen es hin, wenn ihnen gesagt wird, dass die Zuwanderung gut, richtig und notwendig ist, denn: «Die Abschottung ist doch das, was uns kaputt machen würde, was uns in Inzucht degenerieren liesse.»



Zugleich aber neigen die «nationalmoralistischen Eliten» (Ulf Poschardt) des Landes zur strikten Intoleranz, wenn irgendwo ein Politiker ein Spitzenamt anstrebt, den sie für moralisch untauglich halten. Das war bei Donald Trump der Fall und auch bei Boris Johnson, und jetzt ist Sebastian Kurz an der Reihe. Mit einem einzigen Satz hat er sich als Mensch und Politiker disqualifiziert. In einem Interview mit der *Bild am Sonntag* sagte Kurz: «Manchmal unterstützen private Seenotretter, ohne dass sie es wollen, die Schlepper. Und so führt das Vorgehen der privaten Seenotretter am Ende zu mehr Toten.» Bis auf den Einschub «ohne dass sie es wollen» ist an dem Satz nichts falsch. Rettungsschiffe, die vor der libyschen Grenze kreuzen, sind ein «Pull-Faktor». Zwischen den Rettern und den Schleppern gibt es eine Art von informeller Zusammenarbeit, die nicht vertraglich vereinbart werden muss, damit sie funktioniert.

Die *Bild am Sonntag* war noch nicht im Verkauf, da hatten die Seenotretter der Dresdner Organisation Mission Lifeline schon einen Tweet ins Netz gestellt, in dem sie Sebastian Kurz einen «Baby-Hitler» nannten, verbunden mit einem Spendenauftrag. Eine andere Organisation namens Sea-Watch sprang den Kollegen und Konkurrenten von Mission Lifeline bei: «Seenotrettung» sei «nicht die Kernkompetenz des Kanzlers eines Staates ohne Meerzugang».

Es braucht wenig in Deutschland, um zu einem kleinen Hitler befördert zu werden. Und je länger «Adolf der Grosse» tot ist, umso weniger wird es. So wird der «Führer» rehabilitiert. Immerhin war er der Kanzler eines Staates mit Meerzugang.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man, wenn man jemandem ein Buch schenkt, das Buch zuerst selber lesen?

Hugo Emmenegger, Düringen

Schönes muss nicht immer neu sein: ein getragenes Kleidungsstück, ein gebrauchtes Möbel, ein gelesenes Buch – alles Dinge, die früher oder später sowieso in Brockenstuben oder auf Flohmärkten landen, wo sie, die Prachtstücke, teils teuer weiterverkauft werden. Wieso also nicht gleich weiterverschenken? Beim Gedanken, getragene Socken zu überreichen, würde ich rein aus Hygienegründen Nein sagen, bei Büchern aber klar Ja. Aber aufgepasst: Ein Buch mit Notizen zu verschmieren, geht gar nicht! Lassen Sie deshalb das Bleistiftgekitzel und nutzen Sie lieber die Gelegenheit, mit der beschenkten Person ein inspirierendes Gespräch über den Inhalt zu führen – gelesen haben es ja dann hoffentlich beide. *Silvia Princigalli*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«In meinem Bekanntenkreis treffe ich viele hochgebildete Leute an, die den heutigen Umweltfanatikern alles glauben.» *Erwin Husmann*

Mehr wissen statt alles glauben

Nr. 51/52 – «Die Grüngardisten kommen»; Bettina Röhl über die Klimaaktivisten

Besser könnte man kaum über die trendigen Protestler von heute schreiben! Mehr Wissen täte dem politischen Klima tatsächlich gut. In meinem Bekanntenkreis treffe ich viele hochgebildete Leute an, die den heutigen Umweltfanatikern alles glauben, ohne deren apokalyptische Thesen kritisch zu hinterfragen. Klima ist Natur, ist also sehr komplex und lässt sich nicht auf CO₂ reduzieren. Dass das sehr viele Wissenschaftler aber machen und andere Deutungen nicht akzeptieren, gibt mir sehr zu denken. Wohin führt das, wenn die Wissenschaft nur noch das als richtig zulässt, was dem Mainstream gerade so passt? *Erwin Husmann, Schenk*

Der Mann hinter Greta

Nr. 51/52 – «Der Mann, der Greta entdeckte»; Roman Zeller über Ingmar Rentzhog

Im Artikel wird der linke schwedische PR-Mann Ingmar Rentzhog so vorgestellt, als habe er mit Greta ein Naturwunder entdeckt. Zunächst sei festgehalten: Da geht es nicht um ein Entdecken, sondern viel treffender um eine Lancierung! Gemäss sich verbreitenden Erkenntnissen ist Rentzhog in Schweden ein bekannter linker Aktivist, der von der schwedischen Sozialdemokratin und Milliardärin Kristina Persson unterstützt wird. 2017 gründete er die Klimaschutz-Organisation «We don't have time» und begann im Sommer 2018 gezielt damit, das PR-Produkt «Greta» zu lancieren. Rentzhog ist Mitglied des «Climate Reality»-Projekts des früheren US-Vizes Al Gore und eng mit dem «Club of Rome» liiert. Von all diesen Hintergründen liest man nichts im Artikel. *Christian Wider, Oftringen*

Dieses unreife Kind aus dem rot-grünen Wunderland Schweden wurde nicht unerwartet zur «Persönlichkeit des Jahres» auserkoren. Es weiss wohl selber nicht, wie ihm geschieht, wer ihm die Reisen, Unterkünfte und Auftritte im schrillen Lampenlicht der Weltbühne organisiert und bezahlt, wer ihm die Texte schreibt, die es vorzulesen hat. Und es weiss nicht, wer seine erschütternde, ahnungslose Kindlichkeit in perfidester Weise missbraucht. Und trotzdem entbehrt diese Wahl nicht einer gewissen Logik; denn die Macher dieser Inszenierung demonstrieren damit in eindrücklicher Weise die manipulative Macht ihrer Medien, nach deren Nachrichten sich leider immer noch zu viele Menschen richten. *Maximilian Spoerri, Locarno*



«Furchtloses Schreiben».

Griffige Positionen

Nr. 51/52 – «Der Moment, in dem ich langsam zur Ruhe komme»; Interview mit Petra Gössi von Erik Ebneter und Roman Zeller

Petra Gössi wurde zu sehr geschont. Zu wenig wurde auf Klärung beharrt, wie zum Beispiel: Welches sind beim Klima die griffigen Positionen der FDP? Wie kann man die drei Bundesratswahlen der FDP rühmen, wenn zwei davon wegen vorzeitigen Rücktritts eine sichere Sache waren? Wurden da nicht Zwänge geschaffen? Ist das liberal? Und zum Wahlkampf: Trotz dem Motto «Die Schweiz will» gab es 1,2 Prozent Wähleranteilsverlust. Warum wurde nicht nachgefragt? Warum hat man das Thema Personenfreizügigkeit nicht vertieft behandelt, wenn Frau Gössi sagt, ihr sei sehr wichtig, diesen Abstimmungskampf zu gewinnen? Wir möchten wissen, ob die FDP-Präsidentin neben den positiven auch die negativen Folgen der unkontrollierten Zuwanderung sieht.

Johannes Fischer, Stans

«Die SVP ist auf eine Person zugeschnitten», sagt die FDP-Präsidentin. Was für ein Unsinn aus dem Mund einer liberal-freisinnigen Spitzenpolitikerin! Dass die SVP nach wie vor die wählerstärkste Kraft im Land ist, geht in erster Linie auf deren konsequente Haltung zu den Kernpunkten unseres Daseins zurück – Freiheit, Unabhängigkeit und Neutralität –, die mit Augenmass und gesundem Menschenverstand verteidigt und gefördert werden.

Karl J. Bischofberger, Küsnacht

Wer intellektuell lauter an der deutschen Sprache interessiert ist, erkennt unschwer das Axiom, dass diese nichts mit der Biologie zu tun hat und einzig als Werkzeug der zwischenmenschlichen Übermittlung dient. Daher irrt der universitäre Phantombereich «Gender and Diversity» mit der Behauptung, dass Sprache «immer auch Politik» sei. Jene wird erst politisiert durch ihre Massakrierung mittels «Political Correctness» im Kampf der konstant wachsenden Anzahl menschlicher Geschlechter. Demgegenüber kennt die deutsche Sprache als einen Grundpfeiler ihrer funktionalen Eleganz das generische Maskulinum, also das männliche Geschlecht in sämtlichen Personenbezeichnungen, die mit biologischer Spezifikation nichts zu tun haben (Beispiel: «Fussgängerstreifen»). Keiner erklärt dies klarer als neulich der Aargauer Journalist Christoph Bopp: «Was macht also einen Lehrer zum Mann? Erst die Lehrerin.» Sprachverliebter Germanist, knüpfe ich an: «Und mit der Lehrerin all die Lehrenden aus dem Rest sämtlicher Genders!» Heureka! Das ist die Wiedergeburt des generischen Maskulinums! *Hans Rudolf Wehrli, Remetschwil*

Weltwoche allgemein

Weltwoche-Journalistinnen und -Journalisten gehören zur Spitzenklasse und sind politische Ausnahmeerscheinungen. Weit entfernt vom immer verhängnisvolleren Mainstream. Exoten, sozusagen. Dazu gehörte bis vor kurzem auch der stv. Chefredaktor Philipp Gut. Jetzt nicht mehr! Warum, was ist passiert? Egal, diese Trennung ist für mich als begeisterter Leser nicht nachvollziehbar und sehr frustrierend. Gut wird mir sehr fehlen. Und mit Sicherheit nicht nur mir. Schade für die *Weltwoche* und schade für Gut. Und für Roger Köppel. Ich danke für ihre mutige, klare und staaterhaltende Haltung und ihr furchtloses Schreiben. Für ihr Sagen, was ist, und nicht, wie beim grössten der Teil der Medien üblich, was (linkel) Journalistinnen und Journalisten gerne hätten. Ohne *Weltwoche* wäre mein Glaube an die Zukunft noch brüchiger. Umso herzlicher danke ich Philipp Gut für seinen bisherigen wertvollen Beitrag zur *Weltwoche*, Roger Köppel für seinen riesigen politischen und unternehmerischen Einsatz und allen Journalistinnen und Journalisten für ihren Beitrag zur eigentlichen Pflichtlektüre *Weltwoche*. *Hanspeter Setz, Dintikon*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. **Der Experte für alle Lebenslagen**

Kürzlich ist mein Vater gestorben, und die Tochter eines guten Freundes von mir, die ich allerdings nicht mag, ist soeben Partnerin in der Kanzlei geworden, die auch die Vermögensangelegenheiten meines Vaters verwaltet. Die Vorstellung, dass diese Frau Zugang zu den Finanzen unserer Familie bekommt, finde ich furchterregend. Wie kann ich taktvoll herausfinden, ob sie Einblick in die Familienfinanzen hat oder allenfalls bekommen könnte? Ihre Eltern sehe ich häufiger, die unerfreuliche Tochter eher selten.
M. L., Brugg

Zunächst kondoliere ich Ihnen zum Tode Ihres Vaters. Das ist immer eine Zäsur im Leben, gleichgültig, welches Verhältnis man zu dem Vater gehabt hat. Neben all den menschlichen Lasten, die Sie zu tragen haben, erfolgen nun die Vermögens- und Erbschaftsangelegenheiten, die Sie zu regeln haben. Und Sie sind besorgt, dass diese durch falsche Leute geregelt würden. Es gilt für Sie herauszufinden, ob Ihr Vater, für den Fall seines Todes, jemanden bestimmt hat

und – in Ihrem Fall – vor allem ob nicht gerade die Tochter Ihres Freundes, die Sie nicht mögen, diejenige ist, welche der Vater bestimmt hat. Nach jedem Tod werden Sie von der betreffenden Amtsstelle darüber aufgeklärt, wie das von Seiten des Erblassers geregelt ist. Sie können das auch durch Rückfragen schon vorgängig abklären. Wenn nichts geregelt ist, benötigen Sie Zugang zu den Vermögensverhältnissen Ihres Vaters, der ja wahrscheinlich über die genannte Vermögensverwaltungsfirma erfolgen wird. Dann können Sie dort ohne weiteres fragen, welche Person in dieser Kanzlei diese Vermögensverwaltung für den Vater gemacht habe und mit wem Sie als pflichtteilberechtigter Erbe sprechen könnten.

Wenn Sie dann für die Zukunft eine andere Person bestimmen möchten, so müssten Sie sich zuerst mit den anderen pflichtteilberechtigten Erben, insbesondere der Ehefrau und den Kindern des Verstorbenen, absprechen. Aber all dies werden Ihnen dann die verantwortlichen Erbschaftsbehörden mitteilen. Den Einblick in die Familienfinanzen, soweit dies nicht bereits geschehen ist, können Sie nicht verhindern; aber Vermögensverwaltungsfirmen sind in der Regel strikte an eine Geheimhaltung gebunden. Dass die betreffende Person in Zukunft keinen Einblick mehr hat, können Sie nur verhindern, indem Sie dafür sorgen, dass die Erben eine andere bestimmen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen werden nicht beantwortet.



«Heute dauert die Zukunft länger.»

Rolf Dörig
Verwaltungsratspräsident
zum selbstbestimmten Leben





Sehnsucht nach Reinheit: Blick vom Piz Corvatsch (GR).

Schweiz im Schnee

Winterträume. Auf keiner Unterlage bewegen sich die Schweizer erfolgreicher als auf Schnee. Geht es um die kristallisierte Form von Wasser, werden selbst gestandene Olympiasieger melancholisch.
Von Thomas Renggli

Das Matterhorn ragt wie ein gewaltiger Mahnfinger in den wolkenlosen Himmel. Die schroffen Felsen scheinen übermütige Wanderer vor den Unwägbarkeiten der Bergwelt zu warnen. Das Sonnenlicht wird vom ewigen Schnee zu einem gleissenden Spektakel veredelt. Das Eis des Gornergletschers leuchtet in mystischem Blau. An nur wenigen Orten in der Schweiz verbindet sich die raue Schönheit der Alpen mit den Ansprüchen des Tourismus so intensiv wie am Fuss des schönsten Berges.

Ewiger Winter

Es ist die Umgebung, in der die Snowboarderin Patrizia Kummer einen Teil ihres Trainings absolviert – im Winter wie im Sommer; wobei sie das Wort «Sommer» mit einem Lachen relativiert: «Eigentlich herrscht bei mir das ganze Jahr Winter. Wenn es auf den regulären Pisten keinen Schnee hat, gehen wir auf den Gletscher.» Die 32-jährige Walliserin gewann 2014 in Sotschi Gold im Snowboard-Riesenslalom. Es war der vorläufige Höhepunkt einer Karriere, die vom beschaulichen Dörfchen Mühlebach im Goms immer weiter nach oben führte – bis auf den Olymp. Trotzdem ist Kum-

mer ihren Wurzeln treu geblieben. Sie wohnt weiterhin in ihrem Heimatdorf. Zusammen mit Vater Roland und Mutter Beatrix führt sie das Bed and Breakfast «Hängebrigga». Ihre Pokale und Medaillen hängen an der Wand des familieneigenen Cafés. Wenn im Herbst der erste Schnee bis ins Tal fällt, ist dies für die Sportlerin noch immer ein besonderes Ereignis: «Der Schnee hat auch etwas Reinigendes – er macht die Landschaft noch schöner. Und die Winterluft ist kalt und klar.» So lange sie zurückdenken könne, sei sie Ski oder Snowboard gefahren: «Das gehörte bei uns ganz natürlich dazu.» Auch Schneemänner habe sie gebaut: «Ob ich daran Spass hatte oder nicht, weiss ich allerdings nicht mehr.» Was Kummer aber sicher weiss: «Wenn im Frühling die Skipisten im Wallis geschlossen werden, ist dies für mich ein trauriger Moment.» Ihre Familie wisse genau, dass sie dann ihre «Schlechte-Laune-Woche» einziehe.

Walliser Paradies

Wie Kummer stammt der 27-jährige Skirennfahrer Ramon Zenhäusern aus dem Wallis – wie Kummer hat er Olympiagold gewonnen: 2018

in Pyeongchang im Teamwettkampf. Anders als seine Kollegin wohnt er aber nicht in einer Postkartenidylle, sondern im urbanen Visp, wo der Schnee schnell zu Pflotsch und die Winterromantik zu einer wässrigen Brühe verkommt: «In Visp spürt man nicht viel vom Winter. Ich glaube, viele Visper fahren nicht mehr Ski.» Zenhäuserns Winterparadies ist aber nur ein paar Haarnadelkurven entfernt – in Büschen auf dem Hochplateau, das von Visp mit der Buslinie 528 in rund einer Viertelstunde zu erreichen ist: «Hier haben meine Eltern das Chalet «Märli», hier habe ich einen Grossteil meiner Kindheit verbracht.» Zenhäusern, mit einer Körperlänge von 2.00 Metern der grösste Skirennfahrer des Landes, stand im Schlepptau seines Vaters Peter im Alter von achtzehn Monaten das erste Mal auf Ski. Er bezeichnet sich selber als «Schneekind» und sagt: «Sobald jeweils der erste Schnee fiel, waren meine Schwester Romaine und ich nicht mehr zu halten. Wir bauten Iglus, Schneemänner, Bobbahnen. Die Bergromantik ist sozusagen ein Teil meiner Persönlichkeit.» Und Zenhäusern ist auch dann ein sichtbarer Teil seiner Heimat, wenn er mit dem Weltcup-Zirkus auf der ganzen Welt un-



terwegs ist. Der Kinderlift in Bürchen, an dem er einst das Skifahren erlernte, ist mittlerweile nach ihm benannt. Im Restaurant «Dorbia» wird die Pizza «Ramon» serviert, im Restaurant «Moosalp» gibt's die meterlange «Zenhäusern-Cremeschnitte» nebst dem «Café birruweich», der auf eine Aussage des Wallisers im österreichischen Fernsehen nach dem Gewinn der Olympia-Silbermedaille im Spezialschlalom zurückgeht.

Schnee sei aber definitiv nicht gleich Schnee, betont Ramon Zenhäusern: «Im Rennen fahren wir vor allem auf Eispisten, die aus Kunstschnnee und Wasser präpariert sind. Und der Gletscherschnee fühlt sich oft schwer und nass an. Richtig heimelig wird's erst, wenn im Winter der Schnee natürlich fällt.»

Dies sieht auch Vreni Schneider so. Die 55-jährige Glarnerin, mit je drei Olympia- und WM-Goldmedaillen die erfolgreichste Schweizer Skirennfahrerin der Geschichte, beurteilt die Schneequalität nach persönlichen Kriterien: «Den besten Schnee gibt's zweifellos bei uns zu Hause in Elm, den zweitbesten wohl in Maribor.» Schneider lacht herzlich, als sie dies sagt. In der slowenischen Stadt mit ihrem legendären Berg Habakuk errang sie sieben ihrer 55 Weltcup-Siege. Auch fünfzehn Jahre nach ihrem Rücktritt ist Schneider eng mit dem Schneesport verbunden. Zusammen mit ihrem Ehemann Marcel Fässler leitet sie in Elm eine eigene Ski-, Snowboard- und Rennschule – in saisonalen Spitzenzeiten mit bis zu dreissig Lehrern und 150 Schülern: «Ich habe das Gefühl, dass es die Schweizer wieder vermehrt auf

die Pisten zieht – egal, ob mit Ski oder dem Snowboard», sagt sie. Die Schneiders gehen mit gutem Beispiel voran. Vreni steht ihren Söhnen Florian, 15, und Flavio, 13, mit Rat und Tat zur Seite – ohne die beiden aber unter zu starken Druck setzen zu wollen: «Sie sollen mit Spass und Freude Ski fahren. Dass sie immer mit mir verglichen werden, macht es für sie nicht einfacher.»

Es begann im Zigerschlitz

Schnee ist für Vreni Schneider ein Sehnsuchtsfaktor: «Mit Wasser kann ich nicht viel anfangen. Aber was ich auf Schnee schon erleben

«Den besten Schnee gibt's bei uns zu Hause in Elm, den zweitbesten wohl in Maribor.»

durfte und wen ich auf Schnee kennengelernt habe, ist schlicht fantastisch.» Schon in ihrer Kindheit habe Schnee für sie eine magische Ausstrahlung besessen: «Ich hatte zu meinem Geburtstag am 26. November immer einen grossen Wunsch – dass es schneit.» Obwohl damals noch niemand vom Klimawandel sprach, sei dieser Wunsch längst nicht immer erfüllt worden. Grundsätzlich will Schneider die Klimadiskussion nicht von sich schieben. Gleichzeitig sagt sie aber auch: «Vor einem Jahr hatten wir Unmengen von Schnee, in diesem Jahr war im Tal lange alles grün.» Wie sich das Klima verändere, lasse sich wohl erst anhand von langfristigen Messungen feststellen.

Apropos Glarnerland: Es war ein Sohn dieser Region, der den Skisport in der Schweiz etablierte und damit die Grundlage zum Wintertourismus legte, nämlich Christoph Iselin im Jahr 1893. Der damals 23-jährige Leutnant und spätere Generalstabsoffizier hatte Fridtjof Nansens Buch «Auf Schneeschuhen durch Grönland» verschlungen und schritt nach der Lektüre sofort zur Tat. In einem Protokoll des Ski-Club Glarus schildert er seine skisportlichen Anfänge: «Es war im Winter 1891, als ich, angespornt und begeistert von Nansens Buch, mir ein Paar originelle, sehr primitive sogenannte Schneeschuhe selber anfertigte und darauf meine Probefahrten nur bei finsterner Nacht abhielt. Denn wehe dem, der sich damals erkühnt hätte, mit so sonderbaren Werkzeugen Übungen abzuhalten.

Er wäre unfehlbar dem allgemeinen Gespötte und Hohngelächter anheimgefallen und hätte sicher riskiert, entweder als Tölpel dargestellt oder in der Fasnacht-Narrenzeitung publiziert zu werden.» Iselins nächtliche Skiübungen blieben allerdings nicht verborgen. Freunde und Skeptiker des neuen Fortbewegungsmittels auf Schnee veranstalteten am 28. und 29. Januar 1893 einen Wettlauf von Riedern über den Pragelpass nach Muotathal. Marschtüchtige Wanderer legten diese Strecke im Sommer in zehn Stunden zurück. Iselin, sein Freund Alexander von Steiger und der Norweger Olaf Kjelsberg rüsteten sich mit den neumodischen Ski aus. Eduard Naef aus Glarus verwendete die damals von Bergbauern benützten Schneereifen. Bis zur Pragelpasshöhe konnte er mit dem Tempo der Skiläufer mithalten. Dann aber fiel er weit zurück.

Es sollte der grosse Durchbruch der neuen Fortbewegung sein. Noch ehe der nächste Winter Einzug hielt, wurde am 22. November 1893 der erste Schweizer Skiklub, der Ski-Club Glarus, gegründet. Er hatte zu Beginn des Winters sechs und am Ende des Winters dreizehn Mitglieder. In Paragraph 1 der Satzungen war das Vereinsziel umschrieben: «Zweck dieser Vereinigung ist Hebung und Förderung des Schneelaufens, und zwar durch gemeinsame Übungen und Ausflüge sowie durch Versammlungen mit den Sport betreffender Diskussion.» Rund achtzig Jahre später schuf Art Furrer auf der Riederalp beim Aletschgletscher die Grundlage zu seinem Hotelimperium. Der Walliser hatte in den USA für Furore gesorgt, den Kennedys das Skifahren beigebracht und mit seinen tollkühnen Kapriolen den Sprung ins nationale Scheinwerferlicht geschafft. Wie kaum ein Zweiter konnte Furrer den Schnee «vergolden». Furrer streicht aber die ursprüngliche Bedeutung der weissen Pracht hervor: «Für uns Bergler ist Schnee nicht zuletzt ein wichtiges Wasserreservoir. Ohne Schneeschmelze könnten wir im Sommer die Weiden kaum bewässern.» Grundsätzlich (und abseits des Badezimmers) hält

sich Furrer dem Wasser aber lieber fern: «Ich habe nie schwimmen gelernt – trotz Hallenbad im eigenen Hotel. Und Ferien am Meer machten wir nur den Kindern zuliebe.»

Grosse gesellschaftliche Relevanz

Reto Furrer, der CEO Schweiz der Skimarke Vökl, betont die wirtschaftliche Bedeutung des Schnees: «Wir zählen in der Schweiz 2,5 Millionen Wintersportler. So gesehen, ist der Schnee quasi die Grundlage des Schweizer Tourismus. Orte wie St. Moritz und Zermatt sind Ikonen der internationalen Tourismusbranche. Davos ist während des WEF das Zentrum der Wirtschaftswelt. Der Sportfachhandel macht mit

«Der Sportfachhandel macht mit dem Wintersport die grössten Umsätze.»

dem Wintersport die grössten Umsätze.» Eine Winterjacke oder Ski generierten die grösseren Umsätze als eine Badehose, so Furrer.

Um die Jungen wieder auf den Schnee zu bewegen, unternehmen Bund, Industrie, Swiss-Ski und der Tourismus grosse Anstrengungen. Vor drei Jahren wurde die Organisation Go-Snow.ch gegründet. Mit quasi einem Klick kann ein Lagerleiter ein ganzes Ski-Camp organisieren. Unterkunft, Material und Instruktor sind inbegriffen. Weit über 200 Skisportlager werden so jährlich gebucht – Tendenz steigend. Reto Furrer sagt dazu: «Der Mythos vom Verschwinden des Skilagers ist in den Medien stark verankert. In Wirklichkeit handelte



Vökl-Chef Furrer (M.) mit Vater (l.) und Onkel Art.

es sich nicht um ein Problem der Nachfrage, sondern um ein Problem des Angebots.» Gleichzeitig macht der Neffe von Art Furrer auf die gewachsene Konkurrenzsituation aufmerksam: «Strandferien auf den Malediven im Dezember, Safari in Südafrika im Februar, Last-Minute-Reisen in die Türkei das ganze Jahr – heute ist alles möglich.»

Gian Gilli ist ein Sohn des Oberengadins – einer der kältesten Regionen der Schweiz, wo die Seen im Winter gefroren sind, der Schnee meterhoch liegt und das Quecksilber zweistellige Minuswerte erreicht. Der erfahrene Sportfunktionär, unter anderem früher Missionschef von Swiss Olympic, Direktor der Bündner Olympiakandidatur 2022 und derzeit OK-Chef der Eishockey-WM 2020 in Zürich und Lausanne, ist seit frühester Kindheit

von Schnee und Eis geprägt: «Mein Vater war Bauer. Im Winter ging es für uns darum, die Geräte und Fahrzeuge schneetauglich zu machen. Wir transportierten den Mist auf Schlitten und statteten die Kutschen mit Skiern aus. Das Gleiten auf Schnee und Eis war von zentraler Bedeutung.» Er habe stundenlang auf den Seen «gechnebelt» (Eishockey gespielt) oder mit seinen Kameraden die Pisten an den Hängen mit den Füßen präpariert: «Pistenfahrzeuge gab es damals noch nicht.» Der Schnee habe die Menschen auch immer zusammengebracht und ein natürliches Solidaritätsgefühl geweckt: «In der kalten Jahreszeit war man noch mehr aufeinander angewiesen als sonst.»

Heute sieht Gilli den Schnee als etwas von «grosser gesellschaftlicher Relevanz». Das winterliche Weiss stehe für die Sehnsucht nach Reinheit und Nähe zu den Bergen: «Die Menschen in der Stadt wollen dem Dichtestress entfliehen.» Gleichzeitig sagt er aber auch lachend: «Wenn ich sehe, wie viele Menschen zwischen Weihnachten und Neujahr nach St. Moritz kommen, holt einen der Dichtestress selbst in den Bergen wieder ein.»

Gut möglich, dass einige Leute wegen Cartier, Armani und Dior nach St. Moritz kommen. Die Mehrheit aber wird durch den Engadiner Winterzauber angelockt: Pferderennen auf dem See, tollkühne Schussfahrten im Cresta Run, weite Carving-Schwünge auf der Corviglia. Der Schnee bleibt das wichtigste Verkaufsargument – und das wahre Gold der Alpen. Wie wichtig und schön er ist, wissen wir erst, wenn er nicht fällt. ○

Prominente

«Schi-Heilige»

Der Schweizer Skistar Wendy Holdener mischt sich in die Klimapolitik ein.

Grün ist die Farbe der Hoffnung. Und Grün ist momentan die Farbe der Politik. Grün ist aber nicht die Farbe des Schneesports. Und weil auf Frau Holle kaum mehr Verlass ist, wird das Wintersport-Rohmaterial aus Kanonen geliefert. Dies hat seinen Preis. Der Verband Schweizer Seilbahnen schätzt, dass Baukosten von rund einer Million Franken anfallen, um einen Pistenkilometer künstlich zu beschneien. Um eine Fläche von 600 Hektar in winterliches Weiss zu tauchen, braucht es rund 600 000 Kubikmeter Wasser. Dies entspricht ungefähr dem jährli-



«Umdenken»: Holdener.

chen Wasserbedarf von 14 000 Personen.

Ob Wendy Holdener diese Zahlen kennt, ist nicht bekannt. Die Schweizer Slalomprinzessin wirbt in diesem Winter am Schweizer TV aber praktisch im Stundenrhythmus für einen bewussteren Umgang mit der Umwelt und für den Kampf gegen den Klimawandel. Holdeners Kernbotschaft: «Es ist Zeit, dass wir alle umdenken. Gemeinsam

können wir es schaffen.» Zwei Werbespots später steigt sie aus einem Kühlschranks – mit einem Eiskaffee in Wegwerfpackung.

Holdener kommt aus dem schwyzerischen Unteriberg. Die olympische Goldmedaille im

Teamwettbewerb gewann sie in Pyeongchang, Südkorea. Dort fielen den Skipisten 120 000 Bäume zum Opfer. Umweltaktivisten sprachen von einem «Kettensägen-Massaker». Die nächsten Winterspiele finden im chinesischen Chalet-Dörfchen Peking (22 Millionen Einwohner) statt. Holdener plant die Anreise – je nach Windstärke – mit Segelschiff oder Pedalo.

Yules Umweltschutz

Ähnlich konsequent geht der Walliser Slalomspezialist Daniel Yule das Problem an. Unlängst liess er sich als Botschafter des Projekts «Protect Our Winters» einspannen. Auf die Frage der *Sonntagszeitung*, was er als Skirennfahrer aktiv zum Umweltschutz beitrage, sagte er: «Ich habe die Anschaffung eines neuen Handys verschoben. Und ich habe seit zwei Jahren keine neuen Kleider mehr gekauft.» Da stellt sich bloss die Frage: Zeugt dies wirklich von ausgeprägtem Umweltbewusstsein – oder hat es eher etwas mit dem Modegeschmack zu tun? (tre)

Südfrankreich auf Saône und Rhône



Katalog 2020
jetzt bestellen!

Lyon-Mâcon-Arles-Avignon-Lyon mit MS Thurgau Rhône*****

1. Tag Lausanne-Lyon-Trévoux Ind. Anreise zum Bahnhof Lausanne. Bustransfer (Abfahrt 13.30 Uhr) nach Lyon. Einschiffung und Kabinenbezug. Um 18.00 Uhr heisst es «Leinen los!».

2. Tag Trévoux-Mâcon-Collonges Busausflug⁽¹⁾ nach Cluny mit Besichtigung des mittelalterlichen Benediktinerklosters und anschliessender Weinprobe. Weiterfahrt Richtung Collonges.

3. Tag Collonges-Lyon Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch Lyon. Verwinkelte Traboules, Reste des antiken Amphitheaters, Vieux Lyon, Place Bellecour und Place des Terreaux sind nur einige der vielen Sehenswürdigkeiten. Weiterfahrt auf der Rhône.

4. Tag Viviers-Avignon Rundgang⁽¹⁾ durch die Bischofsstadt Viviers. Im mittelalterlichen Stadtgefüge dominiert die mit wunderschönen Wandteppichen geschmückte Kathedrale. Geniessen Sie den Nachmittag an Bord.

5. Tag Avignon-Arles-Tarascon Rundgang⁽¹⁾ durch Arles. Ausflug⁽¹⁾ in die Camargue, einem Naturparadies mit vielen Vogel- und Tierarten, wie rote Flamingos oder weisse Wildpferde. Halt im ehemaligen Fischer- und Marienwallfahrtsort Saintes-Maries-de-la-Mer, Zeit zur freien Verfügung.

6. Tag Tarascon-Avignon Ankunft in Avignon und Rundgang⁽¹⁾ durch die UNESCO-Weltkulturerbe-Stadt. Besichtigen Sie Sehenswürdigkeiten wie den Papstpalast und die Brücke Saint Bénézet, besser bekannt als «Pont d'Avignon».

7. Tag Tournon-Lyon Ausflug⁽¹⁾ mit dem berühmten «Train de l'Ardèche» am Vormittag. Geniessen Sie die Fahrt im Panoramawagen der Museumseisenbahn durch das wildromantische Doux-Tal. Nachmittags gemütliche Schifffahrt Rhône aufwärts nach Lyon.

8. Tag Lyon-Lausanne Nach dem Frühstück Ausschiffung. Um 08.00 Uhr Busfahrt zum Bahnhof Lausanne (Ankunft ca. 12.00 Uhr). Individuelle Heimreise.

MS Thurgau Rhône*****

Das 2004 gebaute Schiff bietet Platz für 154 Personen. Alle 69 Doppelkabinen (ca. 14 m²) und 7 Mini Suiten (ca. 16 m²) sind aussen liegend, stilvoll eingerichtet und mit Dusche/WC, Föhn, TV, Kühlschrank, Safe und individuell regulierbarer Klimaanlage ausgestattet. Die Mini Suiten sind mit einer Badewanne ausgestattet. Die Kabinen verfügen auf dem Mittel- und Oberdeck über einen französischen Balkon, auf dem Hauptdeck über kleinere, nicht zu öffnende Fenster. Zur Bordausstattung gehören gemütliches Restaurant, Salon mit Tanzfläche, Panorama-Bar, Lido-Bar und Boutique. Ruhe und Entspannung bietet der attraktive Wellnessbereich mit Sauna, Whirlpool, Dampfbad und Solarium. Auf dem Sonnendeck mit Whirlpool und Putting Green laden gemütliche Liegestühle zum Verweilen ein. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



2-Bettkabine Mittel-/Oberdeck mit franz. Balkon



Restaurant



Lounge

8 Tage ab Fr. 1290.-

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

Abreisedaten 2020 Es het solangs het Rabatt

01.04. 800	20.05. 500	29.07. 800	16.09. 500
08.04. 700	27.05. 500	05.08. 800	23.09. 500
15.04. 600	03.06. 500	12.08. 700	30.09. 500 ⁽⁸⁾
22.04. 500	10.06. 500	19.08. 600	07.10. 600
29.04. 500	01.07. 600 ⁽⁷⁾	26.08. 500	14.10. 700
06.05. 500	15.07. 700	02.09. 500	21.10. 800
13.05. 500	22.07. 700	09.09. 500	28.10. 900

⁽⁷⁾ Mit Jodelchörli Pilatusblick (Leitung Doris Fuchs)
und Ländlerkapelle Edi Wallimann/Werner Fuchs

⁽⁸⁾ Mit Willis Wyberkapelle

Unsere Leistungen: Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord, Bustransfer Lausanne-Lyon v.v., Thurgau Travel Bordreiseleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	2190
Mini Suite Hauptdeck ⁽⁵⁾	2290
2-Bettkabine MD hinten, franz. Balkon	2390
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2490
Mini Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	2690
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2690
Mini Suite Oberdeck hinten, franz. Balkon ⁽⁵⁾	2790
Mini Suite Oberdeck vorne, franz. Balkon ⁽⁵⁾	2890
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage
Ausflugspaket (7 Ausflüge)	270
Annulations- und Assistance-Versicherung	69



Pont Saint-Bénézet, Avignon



Place de la République, Arles



Mâcon

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Scylla AG

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel
Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Steinzeit-Kommunist

Als Anwalt von IS-Kämpfern kritisiert Marcel Bosonnet am Schweizer Fernsehen die vorgesehenen Passentzüge. Der Bürgerrechtsjurist hat eine problematische Vergangenheit.

Von Christoph Mörgeli



«Jedes Strafverfahren ist letztlich politisch»: Jurist Bosonnet.

Bei Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) erhält Marcel Bosonnet immer wieder eine öffentliche Plattform. So durfte sich der 69-jährige Strafverteidiger von politischen Extremisten und Terrorverdächtigen auch in der Hauptausgabe der «Tagesschau» vom 2. Januar für die Kämpfer und Unterstützer des Islamischen Staats (IS) ins Zeug legen. Wenige Stunden zuvor hatte die Türkei drei IS-Verdächtige in die Schweiz überstellt. Dabei vertrat die offizielle Schweiz bislang die Meinung, es solle Islamisten mit Schweizer Bürgerrecht dort der Prozess gemacht werden, wo sie ihre mutmasslichen Gewalttaten begangen haben.

Das Bürgerrechtsgesetz sieht vor, dass Doppelbürgern das Bürgerrecht entzogen werden kann, wenn deren «Verhalten den Interessen oder dem Ansehen der Schweiz erheblich

nachteilig ist». Genau diese Absicht des Staatssekretariats für Migration (SEM) erklärte indessen der Jurist Bosonnet für «nicht rechtsgültig», weil weder ein Kriegsverbrechen noch eine Verurteilung vorliege. Demgegenüber beharrte der SEM-Sprecher darauf, dass «strafrechtlich relevante Handlungen» geschehen seien.

Mit Steinen bei den Jugendunruhen

Wenn Marcel Bosonnet dem Publikum in den öffentlich-rechtlichen Medien den Rechtsstaat erklärt, wird nie hinterfragt, welche rechtsstaatlich bedenkliche Rolle dieser Anwalt in der Vergangenheit gespielt hat. Ebenso wenig ein Thema ist Bosonnets frühere Aktivistenrolle an Vollversammlungen und gewalttätigen Demonstrationen bei jenen Ge-

richten, welche ihm zahlreiche öffentlich besoldete Pflichtmandate anvertrauen. In Polizeikreisen ist aber immer noch in lebhafter Erinnerung geblieben, dass Bosonnet im Sommer 1980 faustgrosse Steine gegen Polizisten geworfen hatte. Angesichts der damals noch weit schlechteren Ausrüstung sei dies für die Beamten lebensgefährlich gewesen. Dass eine solche Person heute auf Kosten der Allgemeinheit IS-Kämpfer verteidigt, empfinden frühere Ordnungshüter geradezu als Schlag ins Gesicht.

Tatsächlich gelang es drei Kriminalpolizisten in Zivil am 31. August 1980, Marcel Bosonnet am Limmatquai zu verhaften. Er hatte beide grossen Hosensäcke voller Steine. Verhaftungsfotos belegen die Festnahme des heute bekannten Rechtsanwalts. Er war in je-

ner Zeit längst kein Teenager mehr, sondern stand im 31. Lebensjahr. Sein damaliges Verhalten kann also nicht einfach als Jugendsünde abgetan werden; vor allem verträgt es sich schlecht mit seinen ständigen Vorwürfen gegen eine angeblich gewalttätige Polizei. «Prügelnde Polizei: Polizeirecht versagt», lautete der Titel eines Artikels von Marcel Bosonnet in der linken Juristenzeitschrift *Plädoyer*. Mit scharfen Worten liess er sich 2001 auch in der *Weltwoche* zitieren: «Es geht der Polizei nicht um die Rekonstruktion der Wahrheit, sondern um einen Freispruch um jeden Preis.» Über «Gewalt durch die Polizei» dozierte er vor Studenten der Universität Bern – freilich ohne zu erwähnen, zu welchen Mitteln er selber gegen den Staat gegriffen hatte. Ganz so «besonnen, humorvoll und sanftmütig», wie die NZZ ihn 2015 beschrieben hat, war Bosonnet jedenfalls nicht immer. Wäre die Öffentlichkeit bei einem Anwalt mit ähnlicher Vergangenheit auf der rechtsextremen Seite ebenso tolerant?

Es erstaunt nicht, dass sich der junge Jurist 1985 in der *Wochenzeitung* folgendermassen über das kriminalpolizeiliche Informationssystem äusserte: «Kürzlich wurde bekannt, dass, entgegen anders lautenden früheren Verlautbarungen, die Personenkontrollkarten, die im Zusammenhang mit den Zürcher Unruhen erstellt worden sind, weiterhin aufbewahrt werden.» Marcel Bosonnet hatte keinerlei Interesse daran, dass seine aktive Rolle in den Strassenschlachten im Gefolge der Zürcher Opernhauskrawalle dokumentiert blieb. Der Sohn eines Angestellten der Firma Rieter in Winterthur hatte zuerst Hochbauzeichner gelernt und dann an der Universität Zürich Rechtswissenschaften studiert. 1982 trat er ins Anwaltsbüro des ebenfalls polizeilich verhafteten «Bewegten» Bernard Rambert ein und bestand 1989 das Anwaltsexamen.

Öcalan, «Carlos», Meili

Bosonnets juristische Überzeugungen, die er für die Demokratischen Juristinnen und Juristen Zürich vertritt, lassen aufhorchen. «Jedes Strafverfahren ist letztlich politisch», meint er. Und er spricht von «Feindstrafrecht», bei dem die Opfer «instrumentalisiert» würden. Zunehmend ersetze ein «Präventivstrafrecht» das Schuldstrafrecht, niemand wolle letztlich die Gerechtigkeit. Der Beruf des Anwalts erfordere «harte Entschlossenheit und Unerschrockenheit in der kämpferischen Auseinandersetzung mit der Staatsanwaltschaft».

Von seiner umstürzlerisch-klassenkämpferischen Gesinnung ist Marcel Bosonnet seit seiner Jugend nicht im Geringsten abgerückt. Kritiklos zitiert er die Rote-Armee-Fraktion, die sich ihrerseits auf Rosa Luxemburg berufe: «Voraussetzung der Revolution ist in einer ersten Phase der revolutionäre

Kampf einer Minderheit, in einer zweiten Phase die Bildung einer Mehrheit durch den revolutionären Kampf.» Bosonnet ist Mitglied der Partei der Arbeit (PdA), die sich nie richtig von ihrer stalinistischen Vergangenheit gelöst hat. Als Spitzenkandidat dieser kommunistischen Splittergruppe trat er 2011 und 2015 für die Nationalratswahlen



Verhaftet: Bosonnet als 30-Jähriger, 1980.

an. Noch 2018 versuchte er auf der PdA-Liste den Sprung ins Stadtzürcher Gemeindeparlament.

Der Zürcher Strafverteidiger äussert sich denn auch immer wieder politisch. Parlamentarische Vorstösse für einen höheren Strafrahmen bei Randalierern und Chaoten seien «letztlich ein Angriff auf die Versammlungs- und Demonstrationsfreiheit». Als Krawallanten 2001 in Klosters polizeilich am Weiterfahren ans Weltwirtschaftsforum in Davos gehindert wurden, sass auch Bosonnet in der

Bosonnet spricht von «Feindstrafrecht», bei dem die Opfer «instrumentalisiert» würden.

Rhätischen Bahn. Immer wieder verteidigte er Kurden – etwa den lebenslang inhaftierten PKK-Terroristen Abdullah Öcalan – und stellte die «halsbrecherischen Ausschaffungen» an den Pranger. Hingegen vermied er das Wort «halsbrecherisch» bei einem 25-jährigen Raser aus Ex-Jugoslawien, der bei einem Autorennen mit Landsleuten in Jona drei Menschen umgebracht hatte. Für einen 1.-Mai-Chaoten, der die Credit Suisse mit Steinen und Flaschen beworfen hatte, erreichte er eine Schadenersatzzahlung. Er vertrat auch Öko-Terroristen, die einen Sprengstoffanschlag auf ein IBM-Labor in Rüschlikon verübt hatten.

Bosonnet eilte publizistisch der Zürcher Sozialvorsteherin Monika Stocker zu Hilfe, als sie über Sozialmissbrauchsskandale stolperte: Angesichts der Steuersenkungen zu Lasten der Verarmten erstaune es nicht, «dass in dieser Situation Betrugereien vorkommen». Er unterstützte die Juso bei ihrer Klage gegen Regierungsrat Mario Fehr (SP) wegen dessen Überwachungssoftware («Staatstrojaner»). Weit spektakulärer noch war sein Mandat als

Schweizer Anwalt des Spions Julian Assange, bei dem er die Schweiz in der Pflicht wähnte, diesem Schutz zu gewähren – ungeachtet des Schadens für die Beziehungen der Schweiz zu den USA.

Marcel Bosonnet vertrat wiederholt die Gewalttäterin Andrea Stauffacher vom Revolutionären Aufbau, ebenfalls eine alte Bekannte aus der Zürcher Bewegung. Sie musste 2011 wegen Sprengstoff- und Brandanschlägen eine siebzehnmonatige Haftstrafe absitzen. Weit mehr Schlagzeilen lieferte Bosonnets Verteidigung des venezolanischen Terroristen «Carlos», eines lebenslänglich verurteilten Kommunisten und heutigen Islamisten. Dieser hat sich selber gerühmt, mit seinen Anschlägen 1500 bis 2000 Menschen ermordet zu haben.

Bundesverfassung von Fall zu Fall

1997 beauftragte die Israelitische Cultusgemeinde Zürich Bosonnet mit der Vertretung des Wachmanns Christoph Meili, der Bankakten entwendet hatte. Obwohl diese mit dem Zweiten Weltkrieg oder nachrichtlosen Vermögen nichts zu tun hatten, attestierte ihm der Anwalt «edle Motive». Weil sich die Zusammenarbeit mit Meili als unmöglich erwies, schmiss Bosonnet dieses Mandat wieder hin. Viele Juden stiess er vor den Kopf, als er 2002 die israelische Staatsspitze wegen Kriegsverbrechen an den Palästinensern bei einem Schweizer Militärgericht einklagte.

Als Aussenminister Didier Burkhalter 2015 einen Menschenrechtsaktivisten aus Aserbaidschan in die Schweiz ausflog, wurde dessen Asylverfahren unverzüglich Bosonnet anvertraut. Als in Basel Linksaktivisten gegen Rassismus demonstrierten und dabei wegen Übergriffen auf die UBS und auf das SVP-Sekretariat einen Sachschaden von 160 000 Franken anrichteten, stand ihnen Verteidiger Bosonnet zur Seite. Auch als Anwalt des berühmten Problemjugendlichen «Carlos» (heute Brian) prangerte Marcel Bosonnet vor allem die «repressiven und restriktiven Haftbedingungen» an. Zu seinen Lieblingsbegriffen gehört «folterähnliche Zustände», die er bei «Carlos» ebenso wie bei Mandanten in Amerika anmahnte.

Beim Entzug des Bürgerrechts von IS-Doppelbürgern appelliert Bosonnet gegenwärtig ans Gleichheitsprinzip in der Schweizer Bundesverfassung, das keine «Bürger zweiter Klasse» zulasse. Doch 2013 reichte Marcel Bosonnet mit seiner PdA eine Volksinitiative ein, die Personen mit mehr als drei Millionen Franken Vermögen und Firmen mit mehr als fünf Millionen Eigenkapital um ein Prozent enteignen wollte. Dass eine solche Umverteilung das verfassungsmässige Willkürverbot, die Eigentumsgarantie sowie das Gebot der gleichmässigen Besteuerung verletzt hätte, störte den linken Recht-Ausleger nicht im mindesten. ○

Röstis rätselhafter Abgang

Hat sich Albert Rösti wirklich nur freiwillig als SVP-Präsident zurückgezogen? Hinter den medial zur Schau getragenen Motiven gibt es andere Gründe. Auch lukrative Mandate spielen eine Rolle. *Von Hubert Mooser*

SVP-Chef Albert Rösti hat seit der Wahlniederlage im Herbst schwierige Wochen hinter sich. Über die Weihnachtstage gönnte sich der Berner deshalb eine Auszeit auf der Riederalp im Wallis. Ein bisschen Ski fahren, ein bisschen ausspannen. «Wenn man dem Gedränge auf den Pisten aus dem Weg gehen will, muss man um 9 Uhr morgens am Hang stehen», weiss Rösti aus Erfahrung. Spätestens ab Freitag darf er sich wieder ins Getümmel stürzen. Die SVP-Amtsträger treffen sich in Bad Horn zur traditionellen Klausur am Jahresanfang. Es geht jetzt um alles: um die Strategie für die Begrenzungsinitiative (BGI), die den Zustrom aus der EU drosseln will und im Mai zur Abstimmung kommt – und um den Rahmenvertrag mit der EU, der bei einem Nein zur BGI wohl unterzeichnet wird.

Aber es gibt auch Klärungsbedarf, was das Parteipräsidium betrifft, denn zwei Tage vor Weihnachten hat Albert Rösti unerwartet im *Sonntagsblick* seinen Rücktritt als SVP-Chef angekündigt. «Mir wurde klar, dass die SVP grosse Arbeit in den Kantonen leisten muss», gab er merkwürdig kleinlaut zu verstehen. «Ich habe in den vier Jahren festgestellt, dass die Strukturen teils nicht funktionieren.» Er sei jedoch kein Restrukturierer, sondern ein Gestalter. Mit harter Hand in den Kantonen durchzugreifen, liege ihm nicht. Er wolle in Zukunft, so Rösti weiter, auch etwas mehr Zeit für die Familie und die privaten Geschäfte haben.

Von Blocher ins Gebet genommen

Möglicherweise war Röstis Abgang nicht ganz so freiwillig, wie es die Parteispitze in den Medien darzustellen beliebt. Der *gmögige* Berner wirkte nach dem für ihn persönlich erfolgreichen Wahlausgang mit dem schweizweit besten Ergebnis in der Wintersession irgendwie abgelöscht. Auf Nachfrage geben SVPlers zu, dass es hinter den Kulissen zu kritischen Gesprächen gekommen sei. Rösti musste auch in Herrliberg antraben, wo ihn anscheinend Überstrategie Christoph Blocher ins Gebet nahm. Wie man hört, war der Ex-Bundesrat vor allem mit Röstis Wirken in der Westschweiz unzufrieden. Dass er ihm aktiv den Rücktritt nahelegt oder angedeutet hat, ist denkbar.

Wenn man Rösti darauf anspricht, wiederholt er, was er bereits dem *Sonntagsblick* zu Protokoll gab. Das ist die halbe Wahrheit. Tatsächlich hat der Rücktritt eine Vorgeschichte, wie mehrere SVP-Vertreter bestätigen. Es ging dabei um die privaten und die politischen Ambi-



Es gibt Klärungsbedarf: Noch-SVP-Präsident Rösti.

tionen des Berner Politikers. Seit der Parteichef nach den Wahlen neu in die Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit (SGK) drängte, dort aus dem Stand heraus Vizepräsident wurde und in zwei Jahren diese Kommission auch leiten wird, kamen Zweifel auf, ob er noch der richtige Präsident sei.

Die letzten vier Jahre gehörte Rösti der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur (WBK) und der Kommission für Umwelt, Raumplanung und Energie (Urek) an. Warum zog es ihn jetzt in die SGK? «Bei der

Kein politischer Bereich ist so verfilzt wie der Gesundheitssektor.

AHV, der zweiten Säule und im Gesundheitswesen stehen zentrale Reformen an», sagt er. «Hier will ich mich verstärkt engagieren.» Das sind allesamt schwierige und komplizierte Dossiers. Als SVP-Präsident, der die Partei wieder auf die Erfolgsstrasse zurückführen muss, würde ihm wohl die Zeit für eine seriöse Kommissionsarbeit fehlen. Wenn er die SGK wie vorgesehen in zwei Jahren präsidieren will, muss er sich aber in die komplizierten und umstrittenen Dossiers hineinknien. Doch Rösti liebäugelt noch mit einem anderen Pöstchen.

Wenn alles nach Plan geht, könnte er mittelfristig den Verwaltungsratssitz von Ulrich Giezendanner in der Berner Krankenkasse KPT erben. Der Aargauer Fuhrhalter, von 1991 bis 2019 Nationalrat, trat zwar auf Ende der Legislatur als Politiker zurück. Er blieb aber Vizepräsident der KPT. Es ist allerdings absehbar, dass Giezendanner, wohl in den kommenden zwei bis drei Jahren, auch diese Funktion abgeben wird. Rösti steht dann als Nachfolger ganz oben auf der Liste. Der Job ist begehrt, das Amt als Vizepräsident der KPT trägt Giezendanner pro Jahr zirka 65 000 Franken ein. Bei der SVP sind solche Nebenämter dagegen verpönt, weil damit eben auch der Ruch der Käuflichkeit einhergeht.

Ominöses Gespräch mit Aeschi

Kein politischer Bereich ist so verfilzt wie der Gesundheitssektor. Auch bei der SVP waren die Politiker in der Vergangenheit nicht immer immun gegen die Lockrufe der Gesundheitslobby. Aber nachdem Giezendanner zurückgetreten und der als Pharmlobbyist geltende Basler Nationalrat Sebastian Frehner abgewählt worden war, schien es, als seien die SVP-Mitglieder der SGK-N jetzt nicht mehr mit dem Gesundheitssektor verhängt. Und nun spekulierte gar Parteichef Rösti mit einem solchen Nebenjob. Dabei hat er schon jetzt eine stattliche Anzahl bezahlter Mandate, über die man bei der SVP bisher grosszügig hinwegsah.

Rösti ist Präsident seiner Wohngemeinde Uetendorf mit einem 40-Prozent-Pensum. Er ist weiter Präsident von Swissoil, dem Dachverband der Brennstoffhändler, und des Schweizerischen Wasserwirtschaftsverbandes, der sich mit der Wasserkraftnutzung befasst. Er ist Verwaltungsratspräsident der Elicit AG, die Wissen über Informations- und Kommunikationstechnologie verbreiten will, sitzt im Verwaltungsrat der Spar- und Leihkasse Thun, nebenbei betreibt er ein eigenes kleines Beratungsunternehmen. Rösti ist zudem Berater der Gebäudeversicherung des Kantons Bern und der parlamentarischen Gruppe Gastgewerbe (Gastrosuisse) und im Vorstand des Vereins Volkswirtschaft Berner Oberland. Dass Rösti jetzt auch noch im Gesundheitssektor Fuss fassen will, gab verständlicherweise bei der SVP einig zu reden.

Fraktionschef Thomas Aeschi, er ist selber Mitglied der SGK, soll Parteichef Rösti offenbar darauf hingewiesen haben, dass der Sitz in der SGK und vor allem künftige Pöstchen im Verwaltungsrat von Krankenversicherern nicht kompatibel seien mit dem Parteipräsidium. Er müsse sich entscheiden, was er künftig wolle. Die beiden SVP-Spitzenleute sagen über dieses Gespräch nichts. Dass es innerhalb der SVP solche Bedenken gab, wird aber von mehreren SVP-Vertretern bestätigt. Es sei nicht das Ziel gewesen, ihm das Parteipräsidium wegzunehmen, betonen Parteileute. Aber es fehlte halt auch die Bereitschaft, ihm das Amt zu erhalten.

Steht Dettling als Nachfolger bereit?

Irgendwann nach den Wahlen und den Diskussionen um Kommissionssitze und Nebenämter hat Rösti für sich selber wohl so eine Art Vollkostenrechnung angestellt. Was erwartet ihn als Parteichef in den kommenden Monaten? Wenn es der SVP nicht gelingt, den herrschenden grünen Trend zu wenden, dann wird es für die kommenden Regierungs- und Kantonsratswahlen vom 8. März in St. Gallen schwierig. «Wir müssen schon zünftig Gas geben, wenn wir nicht das Gleiche erleben wollen wie bei den Nationalratswahlen im letzten Herbst», sagt der St. Galler SVP-Nationalrat Roland Rino Büchel. «Erfahrungsgemäss setzt sich der Trend der eidgenössischen Wahlen bei den kantonalen Wahlen fort.» Das sind keine rosigen Aussichten für Parteichef Rösti.

Dann wird auch die Kampagne für die Begrenzungsinitiative kein Spaziergang. Die Wirtschaftsverbände werden Millionen investieren, um die Vorlage an der Urne zu versenken. Und Rösti dürfte sich gesagt haben, es sei besser, jetzt zu gehen, als in zwei Jahren und nach weiteren Niederlagen richtig aus dem Amt geputzt zu werden. Als Nachfolger wird der Schwyzer Landwirt aus Oberiberg, Marcel Dettling, gehandelt – ob die beliebte Frohnatur sich die Plackerei an der Parteispitze aber wirklich antun will, ist offen.

Schweiz

Unheilvolle Allianzen

Alle sind für den Schutz von Whistleblowern. Doch wehe, es bietet sich eine konkrete Lösung. Dann gibt es tausend Ausflüchte.

Das Ritual wiederholt sich alle paar Jahre: Ein sogenannter Whistleblower deckt Missstände an seinem Arbeitsplatz auf und muss dafür büssen; empörte Kommentare und Leserbriefe werden geschrieben; Politiker fordern Massnahmen zum Schutz der Überbringer der schlechten Nachrichten – wenn ein paar Jahre später der nächste Skandal auffliegt, stellt man fest, dass alles beim Alten ist.

Zugegeben, es ist eine dornenvolle Materie. Nicht jeder, der sich als Whistleblower ausgibt, ist auch einer; und nicht jeder, der einer ist, verfolgt ehrenwerte Ziele. Die Grenzen zwischen Helden, Verrätern und Betrügnern sind oft fließend. Doch gerade deshalb braucht es klare Gesetze, die genau definieren, unter welchen Umständen ein Tippgeber Schutz verdient. Immerhin liegt es auch im Interesse redlicher Arbeitgeber, dass illegale Machenschaften im eigenen Betrieb gestoppt werden.

Seit sage und schreibe fünfzehn Jahren wird an einem entsprechenden Gesetz gewerkelt. Kurz vor Weihnachten hat der Ständerat im zweiten Durchgang nun einen Kompromiss zugestimmt, der den Missbrauch des Whistleblower-Privilegs weitgehend ausschliesst. Das Gesetz ist etwas schwerfällig geworden, aber komplexe Probleme sind nun mal nicht immer einfach zu lösen. Sogar die

Arbeitgeber wären einverstanden. Doch nun stellen sich die Gewerkschafter quer.

Entscheidend ist die sogenannte Kaskaden-Regelung. Stellt jemand illegale Machenschaften in seinem Betrieb fest, soll er als Erstes den Arbeitgeber informieren. Behebt dieser den Missstand nicht, sind die Behörden am Zug. Erst wenn diese versagen, steht dem Arbeitnehmer der Weg an die Öffentlichkeit offen. Geht er direkt an die Medien, weil er etwa Repressalien befürchtet, muss er dies schon gut begründen. Es steht ihm aber frei, jederzeit einen Anwalt ins Vertrauen zu ziehen. Doch gegenüber den Gewerkschaftsvertretern gilt nach wie vor das Betriebsgeheimnis.

Hier liegt denn auch der Hauptgrund, warum die Gewerkschaften und mit ihnen die Linksparteien das Whistleblower-Gesetz ablehnen: Sie wollen im Konfliktfall direkt involviert werden. Damit würden sie ihre Macht ausbauen. Doch die meisten Arbeitnehmer in der Schweiz sind nicht gewerkschaftlich organisiert. Die Gewerkschaften hätten heute schon die Möglichkeit, einem Arbeitnehmer einen Anwalt zur Seite zu stellen, wenn ihnen sein Schicksal denn wirklich am Herzen läge.

Auf einen Kompromiss nicht erpicht

Ein zweiter Kritikpunkt der Linken betrifft den aus ihrer Sicht ungenügenden Kündigungsschutz. Doch hier versteckt sich die Kröte, welche die Arbeitgeber nicht schlucken mögen: Würde ein angeblicher Whistleblower generell unkündbar, wäre das Risiko des Missbrauchs zu hoch. Die Linke ihrerseits ist gar nicht erpicht auf einen Kompromiss, wie der Gewerkschafter und SP-Ständerat Paul Rechsteiner (SG) offen einräumt. Sie spekuliert vielmehr darauf, dass der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg die Gesetzeslücke in ihrem Sinne füllt. Präjudizien aus Deutschland und Rumänien liegen gemäss Rechsteiner bereits vor.

Der Entwurf des Ständerates geht nun zurück an den Nationalrat. In der ersten Runde hat dieser – ganz im Sinne der Linksparteien und mit der Unterstützung von SVP wie auch FDP – beschlossen, nicht auf die Vorlage einzutreten. Wenn es nicht zu einem Gesinnungswandel bei den Bürgerlichen kommt, ist die Vorlage damit gestorben. Und die Volksvertreter können auch in Zukunft wieder nach jedem Skandal Massnahmen zum Schutz der Whistleblower fordern. *Alex Baur*



Setzt auf Strassburg: Gewerkschafter Rechsteiner.

Strafrecht auf Abwegen

Der Antirassismusartikel war gedacht als Waffe gegen Holocaustleugner und Neonazis. Nun wird er immer mehr zur Benimmregel für eine übersensible Gesellschaft.

Von Katharina Fontana

Glaubt man der ersten SRG-Umfrage, ist das «Antidiskriminierungsgesetz» zum Schutz von Homosexuellen so gut wie unter Dach. Eine satte Mehrheit von knapp siebzig Prozent der Befragten gab im Dezember an, am 9. Februar 2020 ein Ja in die Urne legen und dem erweiterten Antirassismusartikel zustimmen zu wollen. Ob es am Ende tatsächlich so viele sein werden, muss sich indes erst noch zeigen. Denn wer gibt bei einer Umfrage schon gerne zu, dass er einer Vorlage gegen Diskriminierung kritisch gegenübersteht? Dass er wenig begeistert ist von einem Gesetz, das Hetze gegen Homosexuelle verbieten will? Wer gegen Hass eintrete, sage ja zur neuen Strafnorm, heisst es von den Befürwortern denn auch apodiktisch. Das tönt erhehend, ist aber Unsinn: Auch wenn man respektloses Verhalten gegenüber Homosexuellen ablehnt, muss man noch lange nicht der Meinung sein, es handle sich zwingend um einen Fall für die Polizei und den Strafrichter.

Bei der Abstimmung am 9. Februar geht es kurz gesagt um die Frage, ob Schwule und Lesben einen besonderen strafrechtlichen Schutz brauchen und neu als Kollektiv vor Benachteiligungen und abfälligen Urteilen geschützt werden sollen. Schon heute können sich Homosexuelle wie alle anderen Menschen auch mit Ehrverletzungsklagen wehren, wenn sie persönlich beschimpft oder beleidigt werden. Bei tätlichen Angriffen, wie gerade jüngst im Zürcher Niederdorf geschehen, werden die Täter wegen Körperverletzung oder anderen Delikten gegen Leib und Leben zur Verantwortung gezogen. Das Parlament findet allerdings, dass das nicht reiche. Es hat beschlossen, die Homosexuellen als Gruppe neu dem Antirassismusartikel zu unterstellen und neben der «Rasse», der «Ethnie» und der «Religion» auch die «sexuelle Orientierung» als viertes Diskriminierungsmerkmal festzuschreiben. Das heisst: Wer Schwule oder Lesben öffentlich herabsetzt und sie dabei in ihrer Menschenwürde verletzt, soll es künftig mit der Justiz zu tun bekommen. Dagegen haben die EDU, die Junge SVP und christliche Kreise das Referendum ergriffen; sie sehen die Meinungsfreiheit bedroht.

Korrekte Schimpfwörter

Dass über den Antirassismusartikel gestritten wird, ist nicht neu. Seit seiner Einführung 1995 hat er immer wieder für heisse politische Debatten gesorgt. Von den Zahlen her gesehen, ist die Aufregung übertrieben, denn in der Gerichtspraxis spielt der Strafartikel kaum eine Rolle:



Witze bleiben grundsätzlich erlaubt: «La Cage aux Folles».

Im Durchschnitt gibt es pro Jahr lediglich etwa vierzig bis fünfzig Verurteilungen wegen Rassendiskriminierung, während es bei den Ehrverletzungen Tausende sind. Dass die Strafnorm so umstritten ist wie keine andere, kommt indes nicht von ungefähr. Denn sie steht für ein Ausufern des Strafrechts, über das man durchaus geteilter Meinung sein kann.

Ein Blick zurück zeigt, dass ursprünglich eigentlich anderes angestrebt wurde. Als der

Bundesrat Ende der 1980er Jahre die Arbeiten zum Schutz vor Rassismus an die Hand nahm, ging es wesentlich darum, eine Handhabe gegen Neonazi-Gruppen zu schaffen. Diese machten damals nicht nur im Ausland, sondern auch hierzulande gehäuft von sich reden, unter anderem mit Anschlägen auf Asylbewerberheime. Dem wollte man einen Riegel schieben – die Schweiz sollte nicht zum Hotspot für Glatzköpfe in Bomberjacken werden, zum Druck-

und Vertriebszentrum für Nazischriften, für NS-Memorabilien und rechtsextreme Propaganda, die im Ausland damals bereits verboten war. Dasselbe galt auch für die Gruppe von Holocaustleugnern mit ihren antisemitischen Verschwörungstheorien, die sich zunehmend in der Schweiz tummeln: Auch ihnen wollte man keine Plattform bieten, auf der sie ihr revisionistisches Gedankengut ungehindert verbreiten, die Existenz von Todeslagern und Gaskammern in Zweifel ziehen und das immense Unrecht, das an der jüdischen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg begangen wurde, leugnen konnten.

Strassburger Richter greifen ein

Diese Anliegen waren nicht bestritten, und sie sind es auch heute nicht. Das Parlament wagte sich bei der Strafnorm aber weit, sehr weit darüber hinaus, auch im internationalen Vergleich. So beschränkte man sich nicht darauf, die Leugnung des Holocausts für strafbar zu erklären,

Welches Verhalten nun genau verboten ist, ist auch heute teils nur schwer prognostizierbar.

sondern erfasste jeglichen «Völkermord». Das hatte die kuriose Konsequenz, dass die Schweiz 2015 vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte verurteilt wurde, weil sie den türkischen Nationalisten Dogu Perinçek, der an mehreren öffentlichen Anlässen hierzulande den Völkermord an den Armeniern im Osmanischen Reich als Lüge bezeichnet hatte, der Rassendiskriminierung schuldig gesprochen hatte. Damit habe die Schweiz juristisch überbordet und die Meinungsfreiheit über Gebühr eingeschränkt, sagten die Strassburger Richter.

Was den Antirassismusartikel aber vor allem problematisch macht, ist der Umstand, dass das Parlament schon vage Vorformen von alltäglichem Rassismus für verboten erklären wollte und zu diesem Zweck ungewöhnlich diffuse Beschreibungen verwendete, die im Strafrecht mit seiner Formstrenge verpönt sind. Die Folge war eine Fülle von Unklarheiten: Wie definiert man die im Gesetz verankerte «Rasse» eines Menschen: mit der Hautfarbe, der Augenform? Sind beispielsweise Angehörige von Balkanstaaten oder Schweizer als «Ethnien» anzusehen? Verletzt man einen Freiburger in seiner «Menschenwürde», wenn man einen Freiburgerwitz herumbietet? Gelten Gespräche beim Pausenkaffee als «öffentlich»?

Während der ersten paar Jahre kam es zu mehreren Gerichtsurteilen, die diese Fragen genau gegensätzlich beantworteten. Manche Richter liessen bei verbalen Entgleisungen eine gewisse Nachsicht walten, während andere kein Pardon kannten. Das Bundesgericht zeigte sich zu Beginn seiner Rechtsprechung eher streng, legte den Begriff der Öffentlichkeit weit

aus und erklärte etwa, dass rassistische Stammtischgespräche nicht a priori erlaubt seien, sondern nur dann, wenn alle Anwesenden in einem Vertrauensverhältnis zueinander stünden. Später dann gaben sich die Lausanner Richter etwas legerer und entwickelten beispielsweise grosse Finesse beim Thema Schimpfwörter. So führte das höchste Gericht aus, dass die Bezeichnung «Sauausländer» nicht als rassendiskriminierend anzusehen sei, die Kombination des Begriffes «Sau» mit der Hautfarbe oder der Religion hingegen schon. Weiter erteilten sie moralistisch aufgeladenen Beschwerden rund um Humor und Rassismus – etwa im Fall des Komikers Massimo Rocchi, der sich am Fernsehen eine Bemerkung über den jüdischen Humor erlaubt hatte – eine Abfuhr und machten klar, dass nicht einfach jeder, der sich von einer vermeintlich rassendiskriminierenden Aussage betupft fühlte, als Partei vor Gericht ziehen kann. Auch müsse es möglich sein, Meinungen zu vertreten, die schockierend sein könnten.

Alles andere als klar

Doch auch wenn das Bundesgericht versucht hat, das Gesetz zu schärfen: Welches Verhalten nun genau verboten ist, ist auch heute teils nur schwer prognostizierbar. Aus diesem Grund wirkt es seltsam, wenn die Befürworter der Abstimmungsvorlage, wie jüngst CVP-Ständerat Beat Rieder, nun öffentlich versichern, dass die Ausweitung der Strafnorm auf die «sexuelle Orientierung» in der Praxis keinerlei Probleme aufwerfen werde. Stammtischgespräche und Witze blieben grundsätzlich erlaubt, sagte Rieder vor den Medien, und man dürfe auch weiterhin aus der Bibel zitieren, sofern man damit keine diskriminierenden Absichten verfolge. Gerade was die Heilige Schrift angeht, ist die Sache indes keineswegs eindeutig: Etliche Homosexuelle dürften sich durch das Zitieren von Bibelversen, in denen Sexualakte zwischen Männern unzümpflich als widernatürlich oder todeswürdig verurteilt werden, sehr wohl in ihrer Menschenwürde verletzt sehen. Und wie dereinst schwulenfeindliche Witze, Schimpfwörter oder auch unverblühte Kritik an der Elternschaft von Homosexuellen gerichtlich beurteilt werden, muss sich erst noch zeigen.

Auch wenn die Vorlage im Februar an der Urne angenommen werden sollte, ist die Debatte über Sinn und Unsinn des Antirassismusartikels noch lange nicht zu Ende. Es ist absehbar, dass nach den Homosexuellen bald auch weitere Bevölkerungsgruppen auf den Plan treten und einen strafrechtlich gesicherten Anspruch auf Diskriminierungsfreiheit verlangen werden, zum Beispiel Transmenschen, Frauen, Dicke oder ältere Leute. Damit aber gerät die Rassismus-Strafnorm zunehmend auf Abwege. Sie ist nicht mehr die scharfe Waffe gegen Rechtsextreme, die sie sein sollte, sondern wird immer mehr zu einer allgemeinen Benimmregel für eine überempfindliche Gesellschaft. O

Zeitgeist

Phrasen ohne Ende

Was man dieses Jahr nicht mehr hören möchte.

Das Jahr ist noch jung, und schon eskaliert es wieder an allen Ecken und Enden. US-Präsident Trump sorgt wegen seines lockeren Umgangs mit Drohnen im Nahen Osten für Eskalation, in Deutschland dreht sich die Eskalationsschraube wegen des «Meine Oma ist 'ne alte Umweltsau»-Liedes wie wild, und schaut man sich die vermischten Mel-



Eskalation: Rigozzi.

dungen an, dann herrscht auch dort Eskalation pur. So ist etwa der Fondue-Streit zwischen Christa Rigozzi und einer Walliser Wirtin eskaliert.

«Eskalation» ist einer jener Ausdrücke, die einem so häufig begegnen, dass man sie nicht mehr hören möchte. Es gibt noch

weitere. Etwa das Adjektiv «spannend», mit dem heute alles bezeichnet wird, was früher als interessant galt: eine Ausstellung, ein Thema, eine Stadt. Letztes Jahr wurde das «Momentum» chic und setzte namentlich bei den Bundesratswahlen – «das Momentum lag nicht bei den Grünen» – zum Höhenflug an. Vor ein paar Jahren tauchte die «Zivilgesellschaft» auf und veredelt mittlerweile jeden Dorfverein.

Danke, dass ich das sagen durfte

Eher neueren Datums ist die Freude am Wörtchen «dürfen» («Ich habe mich gefreut, Sie kennenlernen zu dürfen; diese Erfahrung gemeinsam mit euch machen zu dürfen; dir den Abfallsack runtertragen zu dürfen») – auch ein Trend, der auf die Dauer Überdross hervorgerufen kann. Danke, dass ich das sagen durfte.

Neues tut sich bei der geschlechtergerechten Sprache. Dass Behörden von den «Mitarbeitenden» oder den «Velofahrenden» sprechen, auch wenn diese zu Hause auf dem Sofa herumsitzen und weder am Arbeiten noch am Pedalen sind, daran hat man sich gewöhnt. Ebenso, dass die «Lehrperson» dem «Lehrer» den Garaus gemacht hat. Doch offenbar reicht das noch nicht. Gendersensible setzen auf eine neue Methode: die abwechselnde Nennung der männlichen und der weiblichen Form. Das tönt dann etwa so: «Die Arbeitgeber stehen in Verhandlungen mit den Bauarbeiterinnen.» Auch das ein sprachlicher Unfug, auf den man gerne verzichten würde. Katharina Fontana



«Deutliche Brems Spuren»: Ökonom Kooths, 50.

«Neue Lust am Sozialismus»

Stürzt Deutschland in eine Rezession? Ist die Industrie ernsthaft gefährdet? Der Konjunkturperte Stefan Kooths vom renommierten Kieler Institut für Weltwirtschaft legt dar, wie die Politik frühere Erfolge verspielt und wie der neue Umverteilungskampf den Wohlstand bedroht. *Von Beat Gygi*

Stefan Kooths gehört zu den Ökonomen, die in ihrer Karriere auch die Bedeutung der Wirtschaftswissenschaften für Gesellschaft und Politik ernst nehmen. Nach dem Volkswirtschaftsstudium und der Promotion an der Universität Münster war er in Forschung und Lehre tätig, 2005 wechselte er in die angewandte Wirtschaftsforschung zuerst beim Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung, ab 2010 beim Kieler Institut für Weltwirtschaft, wo er seit 2014 das Prognosezentrum leitet. Von dieser vermeintlich statistisch-nüchternen Plattform des Konjunkturperthen aus tritt Kooths, dessen Interesse auch dem Geld- und Währungswesen, internationalen Wirtschaftsbeziehungen und der Ordnungsökonomik gilt, lebhaft in wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Debatten auf, seit vergangenem Jahr auch als neuer Vorsitzender der Hayek-Gesellschaft.

Herr Kooths, bringt 2020 Deutschland eine Rezession, was für Europa und vor allem auch für die Schweiz gravierend wäre?

Nein, eine Rezession sehen wir nicht. Was sich abzeichnet, ist eine relativ schwache Entwicklung in der ersten Hälfte 2020. Konjunkturell gesehen, kriecht Deutschland etwas mühsam ins neue Jahr.

Dass es in der Industrie schlecht läuft, wirkt sich also nicht gross aus?

Jedenfalls nicht so stark, dass es die gesamte Wirtschaft unter die Wasserkante drücken würde. Die Industrie selber befindet sich ja schon seit etwa einem halben Jahr in einer Rezession. Was die Konjunktur zurzeit in Schwung hält, sind die konsumnahen Dienstleistungen, zusätzlich verstärkt durch staatliche Impulse, die hauptsächlich via verfügbares Einkommen der privaten Haushalte wirken.

Deutschland war doch mal Exportweltmeister.

Entscheidend für die Mitte 2020 erwartete Erholung ist, dass die deutsche Exportleistung wieder Anschluss findet an die Welt-handelsentwicklung. Angesichts der bevorstehenden Präsidentschaftswahlen ist von

amerikanischer Seite 2020 kein neues Störfeuer zu erwarten. Zudem dürfte sich nach dem Hin und Her um den Brexit die Lage in Europa etwas beruhigen, auch wenn wichtige Fragen noch ungeklärt sind.

Die deutsche Autoindustrie ist aber ernsthaft am Abbauen von Stellen.

Im Automobilbau wirken zyklische und strukturelle Faktoren zusammen, daher ist dort die Lage besonders angespannt. In der gesamten Breite betrachtet, versucht die Industrie nach wie vor, das Personal so lange als möglich zu halten, auch wenn die Produktion zurückgeht. Die Lohnquote steigt weiter, die Firmen sind also bereit, das Personal durch die Schwächephase hindurch zu halten, um im Aufschwung wieder durchstarten zu können.

Ist das ein typisches Verhaltensmuster?

Ja, besonders ausgeprägt war es zuletzt in der Finanzkrise 2008/2009. Dennoch: Der Arbeitsmarkt ist ein nachlaufender Indikator für die Konjunktur, niedrige Arbeitslosenzahlen taugen daher nicht zur Entwar-



nung. Wichtig ist vielmehr, wie sich das Schrumpfen einzelner Industriebranchen noch auf den Arbeitsmarkt auswirken wird, und da sehen wir bei den unternehmensnahen Dienstleistern schon deutliche Bremsspuren. Viele hoffen heute, die demografische Entwicklung werde uns künftig vor grösserer Arbeitslosigkeit verschonen, weil die Arbeitskräfte zunehmend knapper werden. Aber irgendwo hat die Bereitschaft der Unternehmen zum Horten von Arbeitskräften ihre Grenzen.

Aus Angst vor Fachkräftemangel müssen die Firmen also doch scharf rechnen.

Ganz klar, und das kommt für mich in der wirtschaftspolitischen Debatte oft zu kurz. Politik, Verwaltung und Sozialpartner bestärken sich gerne gegenseitig in der Ansicht, Deutschland habe jetzt eine Art Teflon-Arbeitsmarkt, der alles aushalte und an dem alles einfach so abperle, was in der Wirtschaftspolitik falsch gemacht oder liegen gelassen wird.

Ist das eine Illusion?

Die Gefahr ist gross, dass die Unternehmen schleichend den Rückzug aus Deutschland antreten, was dann allzu leicht dem Radar der Wirtschaftspolitik entgeht. Das scheint mir auch ein wichtiger Aspekt im Fahrzeugbau zu sein: Die weltweiten Absatzzahlen der deutschen Hersteller sind ordentlich – aber für die Produktion am Standort Deutschland gilt das nicht.

Wird Deutschland zum Verlierer-Standort?

Selbst wenn man von Friktionen bei Automodell-Wechseln absieht, ist es unverkennbar: Die Produktion wird immer mehr in andere europäische Länder und zum Teil auch in die Vereinigten Staaten und andere Regionen verlagert. Das hat meiner Ansicht nach auch damit zu tun, dass wir in Deutschland seit etwa 2005 praktisch keine standortstärkenden wirtschaftspolitischen Initiativen mehr gesehen

«Das ist eine Operation am offenen Herzen einer der grössten Industrienationen der Welt.»

haben. Im Gegenteil, Jahr für Jahr kam immer eine Regulierung zur andern hinzu, betreffe dies die Rückkehr aus der Teilzeit, den Mindestlohn, die hoch bleibende Besteuerung, dieses oder jenes; alles zusammen untergräbt die Attraktivität des Produktionsstandortes.

Wirklich schlimm tönt das nicht.

Es ist wie in der Geschichte «Gulliver bei den Zwergen». Da wurde dieser mit zahllosen feinen Fäden an den Boden gebunden, kein einzelner Faden war entscheidend, aber alle zusammen hielten ihn fest. Und jetzt kommt eine Energiepolitik hinzu, die enorme Unsicherheiten über die Preisentwicklung und die Versorgungssicherheit ins Spiel bringt. Das ist ein neuartiges Real-Experiment, eine Operation am offenen Herzen einer der grössten Industrienationen der Welt.

Die etablierte Politik sieht darin eine Pioniertat mit Vorbildcharakter für die Welt, und viele Industriemanager machen mit.

Das sorgt jedenfalls nicht für stärkeres Vertrauen der Investoren in den Produktionsstandort Deutschland. Und wer meint, all das würde an der deutschen Industrie abprallen, weil wir grossartige Ingenieure hätten, die am Ende vielleicht sogar die Physik ausser Kraft setzen könnten, der muss irgendwann anerkennen, das alles seine Grenzen hat und auch die ökonomischen Gesetzmässigkeiten nicht missachtet werden können.

Stimmt der Eindruck, dass Verteilungsdebatten in den letzten zehn Jahren intensiver und verbissener geworden sind?

Das ist so. Vor fünfzehn Jahren war in Deutschland das dominierende wirtschaftspolitische Thema die Massenarbeitslosigkeit. Dieses Problem vermochte man zu überwinden, auch dank unpopulären arbeitsmarktpolitischen Reformen der Regierung Schröder. Jetzt fährt man die Ernte ein, denn die damaligen Änderungen in der Lohnpolitik brachten nachhaltige Erfolge – und ich befürchte, dass man diese nun wieder verspielen wird.

Wo sehen Sie Anzeichen dafür?

Immer lauter wird nun die klischeehafte Argumentation aufgewärmt, nach der die

Ungleichheiten und Verteilungsungerechtigkeiten zunehmen und zu korrigieren seien.

Solche Thesen sind ja Mode geworden.

Ja, aber die Daten sprechen eine andere Sprache, wenn sie nicht verzerrt dargestellt werden. Breite Arbeitnehmerschichten haben genau von der marktorientierten Politik profitiert, die damals auf eine Verbesserung der Bedingungen abzielte, um mehr Beschäftigung zu schaffen und die Lohneinkommen zu stärken. Aber diese Resultate, Beschäftigungserfolge und Verbesserung der Kaufkraft der Arbeitnehmer, finden in der öffentlichen Debatte kaum Beachtung. Was die Marktmechanismen gerade auch für die abhängig Beschäftigten leisten, wird einfach nicht zur Kenntnis genommen.

Ist Marktmedizin unbeliebt, auch wenn sie wirkt?

Es ist das Problem jeder marktwirtschaftlichen Ordnung, dass ihr der eigene Erfolg zum Verhängnis wird. Man betrachtet diesen rasch als selbstverständlich und sieht nur noch, was noch nicht erreicht ist. Die Lücke sollen dann sozialistische Politikentwürfe schliessen, die allen alles versprechen. Eine solche Vorgehensweise verkennet, dass ein Wirtschaftssystem immer Wünsche unerfüllt lassen muss. Es geht um Entscheide, wofür knappe Ressourcen eingesetzt werden sollen, nicht um den Weg ins Schlaraffenland. In der Debatte muss dann aber regelmässig die raue Wirklichkeit des Marktes gegen ein sozialistisches Ideal antreten, das von den eigentlichen Problemen abstrahiert. Diesen Vergleich kann die Marktwirtschaft nur verlieren.

Hängt das zusammen mit dem, was Sie «die neue Lust am Sozialismus» nennen?

Genau. Ich bin ja jetzt seit einigen Monaten auch auf Twitter unterwegs und sehe, wie da

UNABHÄNGIGKEIT



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up (www.reichmuthco.ch), warum Unabhängigkeit für unsere Kunden, wie auch für uns ein zentraler Wert für die Strategie ist.»

Christof Reichmuth
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS
REICHMUTH & Co
INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

LUZERN | ZÜRICH | ST. GALLEN

immer wieder alte und abwegige Diskursmuster gepflegt werden, die den Markt negativ darstellen. Da werden Thesen und Behauptungen präsentiert, die sich bei näherem Hinsehen überhaupt nicht mit den realen Daten decken, ja in vollem Widerspruch dazu stehen.

Das Schwärmen von Idealen gehört doch zum politischen Verteilungskampf.

Natürlich, und das fällt natürlich umso leichter, als die Beispiele für den realen Sozialismus auf der Welt immer seltener werden und man dann verharmlosend sagt, Venezuela, Nordkorea und Kuba hätten zwar nicht funktioniert, aber die würden es eben falsch angehen. Selbst nach Dutzenden von gescheiterten Sozialismus-Grossversuchen wird immer wieder keck gesagt, das Versagen sei einzelnen Fehlern zuzurechnen und nicht einem systematischen Irrtum.

Ist denn die liberale deutsche Ordnungspolitik, wie man sie aus dem Wirtschaftswunder und später aus der sozialen Marktwirtschaft kennt, völlig verschüttet?

Das Problem ist, dass die deutsche ordnungsökonomische Tradition an den Hochschulen zu wenig Unterstützung erhält. Das akademische Lager hat sich in den Wirtschaftswissenschaften stark internationalisiert, was ich befürworte, aber dabei wurde die liberale Wirtschaftstheorie zu wenig gepflegt, besonders der zentrale Standpunkt dieser Disziplin, der besagt: Der Staat muss vorsichtig sein mit Interventionen in der Wirtschaftspolitik, weil die Politiker kaum überschauen können, was sie damit alles anrichten.

Die Finanzkrise von 2008/2009 wird aber oft angeführt als Beispiel dafür, dass die Ökonomen eben nichts kommen sahen.

Das ist natürlich besonders bitter für die liberalen Ökonomen, die den geldpolitischen Interventionismus vor 2007 aufs schärfste kritisiert hatten, als die US-Notenbank sich unter Alan Greenspan

«Man verspricht den Leuten billiges Geld, Staatsausgaben auf Pump und hohe Löhne.»

und Nachfolgern zu einer Art Versicherung gegen Kurseinbrüche am Aktienmarkt entwickelte. Der Begriff «Greenspan put» veranschaulichte treffend, dass eine Geldpolitik, die zum Auffangnetz degenerierte und das Haftungsprinzip ausser Kraft setzte, mit einer liberalen Wirtschaftspolitik nichts mehr zu tun hatte.

Wie steht es denn mit der heutigen Geldpolitik, die ja noch extremer ist?

Zehn Jahre lang hatten wir nach der Finanzkrise jetzt eine ultraexpansive Geldpolitik, und mittlerweile ist den meisten

klar, dass die Nebenwirkungen dieser Stimulierung doch beträchtlich sind und eine fortgesetzte Geldmengenausweitung oder Zinsreduktionen wohl kaum mehr viel Wirkung erzielen können. Nun werden Rufe laut, dass sich die Finanzpolitik stärker engagieren solle. Man solle mehr Staatsverschuldung in Kauf nehmen – dabei ist es doch so, dass genau die Finanzpolitik im vergangenen Jahrzehnt die Schulden einfach aus dem Ruder laufen liess – fast überall, mit Ausnahme etwa der Niederlande und Deutschlands.

Ist also die Geldpolitik wie auch die Finanzpolitik am Ende ihrer Möglichkeiten?

Im Prinzip sind beide ausgereizt. Die Politiker spielen jetzt mit dem Feuer, weil sie verzweifelt nach Steuermöglichkeiten suchen. Zurzeit zeichnet sich ein Revival keynesianischer Ideen ab, einer Spielart der Lust am Sozialismus. Es scheint, dass Rezepte, die früher einmal erfolglos oder schädlich waren, nicht einfach verschwinden, sondern nach gebührender Frist wieder auftauchen, wie bei einer Pendelbewegung. Die Keynesianer waren in den siebziger Jahren mit ihren Ansätzen gescheitert, mit dem Zusammenbruch der sozialistischen Planwirtschaften ging später der ganze Sozialismus bankrott, aber nun, eine Generation später, scheinen diese Ideen wieder aus der Gruft zu kriechen.

In welcher Form?

In der Form von fast unwiderstehlichen Verheissungen: Man verspricht den Leuten billiges Geld, billige Kredite, Staatsausgaben auf Pump und möglichst hohe Löhne. Solche Empfehlungen klingen einfach zu verführerisch, als dass es nicht immer wieder Gruppen gäbe, bei denen diese Anklang finden.

Ökonomen machen dabei aber auch mit.

Aus Sicht der Wissenschaft ist von Bedeutung, dass der Keynesianismus quasi vollgestopft ist mit sogenannten Paradoxien. Eigentlich wissen wir, dass für wirtschaftliches Wachstum zuerst einmal Investitionen zu tätigen sind, dass ein Kapitalstock aufzubauen ist und dass dafür gespart werden muss. Sparen heisst, auf Konsum zu verzichten, und das tun die Leute nicht gerne. Wie toll muss es dann sein, wenn jemand kommt und sagt: «Nein, ihr müsst genau das Gegenteil machen, ihr müsst nicht verzichten, ihr müsst weniger sparen, um euren Wohlstand zu mehren.» Das ist für Akademiker allein deshalb schon interessant, weil es so paradox klingt. Das hat einen gewissen intellektuellen Sex-Appeal. Meiner Ansicht nach verschafft genau das den einschlägigen sozialphilosophischen Richtungen immer wieder regen akademischen Zulauf.

Grob gesagt: der Glaube daran, dass es etwas gratis gibt?

Ja, der Traum vom sogenannten *free lunch*, also dem Gratis-Mittagessen, das es in Wirk-

lichkeit aber nicht gibt, ist auch in der Ökonomie nicht ausgeträumt. Sozialwissenschaftler lassen sich immer faszinieren von Gesellschaftsmodellen, die sozusagen Manna vom Himmel regnen lassen. Wissenschaftlich ist das wohl ähnlich faszinierend wie bei den Ingenieuren die Suche nach dem Perpetuum

«Am Ende trifft es diejenigen am schlimmsten, denen man heute die grössten Versprechungen macht.»

mobile oder nach einer Energieeinrichtung, bei der am Ende mehr Energie herauskommt, als man hineinsteckt.

Das haben wir heute doch schon konkret: Man nimmt Schulden auf und erhält dafür noch Zins, weil man dem andern das Geld abnimmt.

Genau, die gegenwärtigen Debatten über die heutigen Negativzinsen, in denen nun behauptet wird, der natürliche Zins sei jetzt eben im negativen Bereich gelandet, sind bereits stark durch diese Sicht geprägt, die letztlich heisst: Güter sind nicht mehr knapp, nein, wir haben zu viele Güter. Am Ende laufen alle diese Traum-Theorien und Paradoxien darauf hinaus, dass es keine Knappheit gibt, dass es an nichts mehr fehlt, dass alles da ist, einfach so, gratis.

Aber die reale Welt ist nicht paradox?

Nein, und die liberalen Ökonomen sind dann eben die Spielverderber, die darauf hinweisen, dass am Ende des Tages etwas erarbeitet und gespart sein muss, wenn man Wohlstand schaffen will. Das wirkt dann so, als wolle man den Menschen ihren *free lunch* nicht gönnen.

Was geschieht, wenn man die Lust am Sozialismus auslebt, bis es halt nicht mehr geht?

Am Ende trifft es diejenigen am schlimmsten, denen man heute die grössten Versprechungen macht. Denn alles, was den Kapitalstock-Aufbau behindert, belastet nicht primär die Superreichen, von denen immer die Rede ist, sondern diejenigen, die davon abhängig sind, dass die Volkswirtschaft mit einer guten Kapitalausstattung funktionieren kann.

Wird sich das Problem der expansiven Geldpolitik und der unkontrollierten Verschuldung Ihrer Ansicht nach irgendwie glimpflich lösen lassen, oder erwarten Sie eher einen Krach?

Ich fürchte, dass wir zumindest aus der Geldpolitik nicht ohne eine heftige Anpassungsrezession herauskommen. Eine Kombination von Inflation und Vermögensentwertung könnte sich zu einer Krise zuspitzen, die wohl die schwächsten Gruppen der Gesellschaft am härtesten treffen würde. Das ist leider ein wiederkehrendes Muster einer verfehlten Wirtschaftspolitik. ○

Als die Swissair rief

In den höchsten Sphären geriet der Manager Hannes Goetz in eine fundamentale Zeitenwende. Im Dezember ist er 85-jährig verstorben.

Von René Lüchinger

Gelegentlich sah man ihn durch das Zürcher Niederdorf schlendern: eine hagere Gestalt mit zerfurchtem Gesicht und melancholischen Augen, wie ein Don Quijote ohne einen treuen Sancho Panza an seiner Seite. Meist ging er allein, der Rücken gekrümmt vor Gram über das Grounding der Swissair. Mit diesem Firmennamen ist der Aufstieg und Fall von Hannes Goetz untrennbar verbunden.

Der Aufstieg begann am 15. Juni 1990 im Luxushotel «Bel-Air» in Los Angeles. Dorthin hatte der grosse alte Mann der Swissair, Armin Baltensweiler, den Ausschuss seines Verwaltungsrates geladen, um sein bestgehütetes Geheimnis zu lüften: seine Nachfolge im Präsidium der nationalen Airline. Er hatte nur diesen einen Namen auf der Liste. Im damaligen Chef des Maschinenbaukonzerns Georg Fischer (GF) erkannte Baltensweiler wohl sein eigenes Charakterbild.

Alle nickten

Hannes Goetz ist Naturwissenschaftler, imprägniert von einem technologieorientierten Unternehmen, jovial und zuvorkommend wie er selber. Nicht einmal Ulrich Bremi, damals GF-Präsident, hatte Baltensweiler eingeweiht – er durfte sein Plazet zu dieser Personalie im Nachhinein geben. Das war damals noch so: Wenn die Swissair rief, nickten alle. Auch Hannes Goetz, der über seine Promotion wohl ähnlich überrascht war wie der Rest der Schweiz.

Der Abstieg begann im Grunde am 1. Mai 1992, als Hannes Goetz nach einjähriger Einarbeitungszeit von Baltensweiler das Swissair-Präsidium übernahm. Zwar durfte er im Glanz des Amtes in die höchsten Sphären der damals noch enggeknüpften Schweiz AG aufsteigen, wurde Verwaltungsrat der AG für die *Neue Zürcher Zeitung*, bei der Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG) und der Schweizerischen Industriegesellschaft (SIG). In seinem Hauptjob in der Airline-Industrie fremdelte Hannes Goetz jedoch von Anbeginn.

Entfesselte Marktkräfte

Er trat in eine Branche ein, die sich der fundamentalsten Zeitenwende ihrer Geschichte gegenüber sah. Ob im Propeller-Zeitalter der Nachkriegszeit, beim Übergang zum Jet in

den 1950er Jahren oder zu den Grossraumflugzeugen in den 1970er Jahren – die Airline-Industrie war eine technische Disziplin, meist mit Ingenieuren an der Spitze wie eben einem Armin Baltensweiler. Seit den 1990ern jedoch wüthen am Himmel deregulierte, entfesselte Marktkräfte. Das ist die doppelte Lebenstragik des Hannes Goetz: Er war bei der Swissair zur falschen Zeit am falschen Ort.

Dieser so grundredliche Mensch kämpfte bei der Swissair gegen Windmühlen und muss sich



Kampf gegen Windmühlen: Hannes Goetz.

dabei gefühlt haben, als würde er stets auf dem falschen Fuss erwischt. Als er 1993 mit dem Alcazar-Projekt die Swissair durch die Fusion mit der skandinavischen SAS, der niederländischen KLM und der österreichischen AUA für die Deregulierung der Märkte wetterfest machen wollte, wurde er von einer politisch-publizistischen Phalanx als Landesverräter beschimpft, der das Kleinod Swissair ins Ausland verhökern wolle. Als er 1995 die Sabena kaufte, prophezeiten ihm die Airline-Experten, er würde sich im Morast belgischer Unzuverlässigkeit eine blutige Nase holen.

Als Hannes Goetz am 27. April 2000 sein Präsidentenamt abgab, hatte die Swissair neben der Sabena einen Korb voll hochdefizitärer Airlines zusammengekauft: LTU, Air Littoral, AOM, Air Liberté, und die Swissair stand siebzehn Monate und vier Tage vor dem Grounding. Immerhin blieb ihm eine öffentliche Demütigung erspart: Er musste im Fall Swissair nie persönlich vor Gericht erscheinen.

Am 11. Dezember 2019 ist Hannes Goetz 85-jährig verstorben.

Währungen

Franken-Mythos

Schweden hebt den Negativzins auf. Kann die Schweiz das nicht auch tun?



Unsichere Zeiten.

Kurz vor Weihnachten kündigte die schwedische Zentralbank die Aufhebung der Negativzinsen an und erhöhte den Leitzins von minus 0,25 auf 0 Prozent. Machen die

Schweden den Schritt, den auch die Schweizerische Nationalbank dringend tun sollte? Beide waren 2015 in das Regime der Negativzinsen eingestiegen, das mit normalen wirtschaftlichen Verhältnissen langfristig unverträglich und für Firmen, Gesellschaft und Vermögen schädlich ist. In der Schweiz wächst der Widerstand gegen die von der Nationalbank erhobene 0,75-Prozent-Belastung.

Die Spitze der Schweizerischen Nationalbank, allen voran Präsident Thomas Jordan, verteidigt den Negativzins hartnäckig mit dem Argument, dieser sei nötig, um die Schweizer Zinsen unter dem Auslandsniveau zu halten. Dies drossle die Nachfrage nach dem Franken und verhindere, dass die hiesige Währung so stark werde, dass dies der Schweizer Wirtschaft schaden und die Preisstabilität gefährden würde.

Schaumteppich

Gewiss, die Schweiz ist nicht Schweden. Die Krone ist gegenüber dem Euro schwächer geworden, der Franken stärker. In Schweden lag die Inflation kürzlich bei 1,8 Prozent, in der Schweiz bei 0,2 Prozent. Grob gesagt: Schwedens Geldpolitik war weniger streng als die schweizerische, und die Krone wirkt fürs Publikum weniger attraktiv als der Franken. Immer wieder kommt das Argument, der Franken ziehe in unsicheren Zeiten spezielle Käufer an, die einen relativ sicheren Zufluchtsort für ihr Vermögen suchten. Ein Wegfall der Negativzinsen würde diese Magnetwirkung geradezu potenzieren und den Wechselkurs in Krisenzeiten in die Höhe treiben.

Aber woher weiss man das? Beobachtungen aus der realen Welt sind rar, seit der Finanzkrise mit ihren Turbulenzen sind zehn Jahre vergangen. Seither sind die Entwicklungen an den Märkten ziemlich gesittet verlaufen, gerade auch wegen einer Geldpolitik, die viele Probleme mit einem Schaumteppich zudeckte. Statistisch sind die Daten so ärmlich, dass sehr schwierig abzuschätzen ist, wie viel Zufluchts-geld der Franken im Fall des Falles tatsächlich anziehen würde. Man muss fast dran glauben, um die Argumentation der Nationalbank zu teilen. *Beat Gygis*

Der Jahrhundert-Apotheker

Dr. Noyer ist in Bern eine Institution. Der bald neunzigjährige Gründer des pharmazeutischen KMU steht noch immer fast täglich hinter dem Ladentisch. Wie lautet sein persönliches Rezept für ein langes Leben?

Von Christoph Mörgeli

Der bald 90-jährige Unternehmer mag es unkompliziert. Natürlich habe er Zeit für ein Gespräch, sagt Jean Maurice Noyer, Berns bekanntester Apotheker. Ob Montag um acht Uhr früh passe, fragt er. Im Lauf des späteren Morgens stünden weitere Termine an.

Nach einem freundlichen Empfang im Hauptgeschäft an der Neuengasse 15 in der Berner Altstadt führt Noyer – er spricht seinen Familiennamen französisch aus – den Besucher sofort ins Untergeschoss, wo Papier und Schreibzeug für den Journalisten säuberlich bereitliegen. Die Geschäftsräumlichkeiten sind modern und einladend gestaltet. «Das Werk meines Sohnes», erklärt Noyer, und man spürt seinen Stolz darüber, dass die pharmazeutische Familientradition fortbesteht. Im kleinen Büro meint der am 5. Oktober 1930 geborene Betreiber von früher fünf, heute vier Apotheken fast entschuldigend: «Ich selber habe niemals einen Stuhl oder gar ein Büro besessen. Was administrativ zu tun war, wurde von mir zeitlebens im Stehen erledigt.»

Seit 65 Jahren am Ladentisch

Geschadet hat es Berns bekanntestem Apotheker offensichtlich nicht, dass er 65 Jahre lang fast rund um die Uhr für seine Kunden auf den Beinen war. Denn seine Gesundheit ist noch immer sehr zufriedenstellend. Noyers kluges, waches Gesicht zeugt von aufmerksamer Em-

«Was administrativ zu tun war, wurde von mir zeitlebens im Stehen erledigt.»

pathie und Vertrauenswürdigkeit, die er gegenüber den Patienten ausstrahlt. Wieselflink ist er sein langes Leben lang die Treppen herauf- und hinuntergehuscht. Jetzt geht er vorsichtiger, setzt achtsam Schritt vor Schritt und greift sicherheitshalber auch mal zum Treppengeländer. Doch noch immer lassen die geschmeidigen Bewegungen des schlanken, fast zierlichen Pharmazeuten erahnen, wie rasch und effizient er über Jahrzehnte seine Arbeit erledigt hat. Nach einer Fussinfektion musste eine Zehe operativ entfernt werden. Wegen einer nachfolgenden Komplikation trägt er jetzt Spezialschuhe. Auch sein Gehör habe etwas abgenommen, was ihn beim Kundenkontakt zuweilen leicht behindere.

Schon sein Vater Julien Noyer, ein gestrenger Herr der alten Schule, hat, zuerst in Romont, ei-



Arbeit hält gesund: Heilmittelfachmann Noyer in seinem Berner Geschäft.

ne Apotheke geführt. Später ist er in die Stadt Bern gezogen, weil er sich als Protestant im streng katholischen Freiburgischen nicht mehr wohl fühlte. Als Sohn eines Veterinärprofessors am Tierspital hatte er seine Jugend und später sein Studium in Bern verbracht. Er heiratete eine reformierte Waadtländerin, und in diesem Glauben ist Jean Maurice Noyer aufgewachsen. Aber als kirchlich könne er sich nicht bezeichnen, habe er doch das Übermenschliche eher in der Natur gesucht und gefunden. Die Dreieinigkeit und der Sündenbegriff bereiteten ihm zeitlebens Mühe. Auch wenn er sich nicht im Gebet an Gott richte, habe ihn das Thema Religion nie losgelassen. In der spärlichen Freizeit befasste sich Noyer neben der Bibel auch mit dem Talmud und dem Koran. Angesichts seines fortgeschrittenen Alters beschäftigt ihn natürlich der Tod, und zum Ablauf seiner Beerdigung habe er sich durchaus schon Gedanken gemacht.

In der Schule musste Noyer zuerst Deutsch lernen. Die Familie wurde belastet durch das Schicksal seiner beiden Brüder, die beide schwere Diabetiker waren und ziemlich früh verstorben sind. Jean Maurice Noyer war ein mittelmässiger Schüler, der sehr gern zeichnete und malte. Sein sehnlichster Wunsch war es, Architekt zu werden. Doch solche Pläne stiessen beim Vater auf heftigen Widerstand. Er überzeugte Noyer schliesslich, ebenfalls Pharmazeut zu werden. «Werdet selbständig, werdet euer eigener Chef», lautete der dringende Rat seines Professors. Das Studium, ja selbst noch das Doktorat in Bern machte Noyer keine grosse Freude. Doch

Er hat in all den Jahren seine Berufswahl keine Minute bereut.

dann geschah ein kleines Wunder: Vom ersten Moment an, in dem er hinter dem Ladentisch der Apotheke stand und Kunden bedienen durfte, blühte er förmlich auf. Er hat in all den Jahren seine Berufswahl keine Minute bereut.

Sehr früh packte Jean Maurice Noyer neben der schulmedizinisch-wissenschaftlichen Arzneikunde auch das Interesse für Medikamente der Alternativmedizin, für Homöopathie, anthroposophische Medizin, Phytotherapie, traditionelle chinesische Medizin oder Spagyrik. Die Labore, Magazine und Substanzendepots im Untergeschoss der Berner Neuengasse zeugen eindrücklich davon, wie entsprechende Heilmittel in liebevoller, sorgfältiger Handarbeit angefertigt werden. Die Firma Noyer bemüht sich, möglichst viele Hausspezialitäten selber herzustellen, was die Kundenbindung verstärkt. Im Alternativbereich wurde Jean Maurice Noyer bald zur gesuchten, weithin

bekannten Adresse. Mit den Ärzten pflegte er eine vorzügliche Zusammenarbeit, auch wenn der Heilmittelfachmann – wie er vorsichtig durchblicken lässt – beim Kontakt mit den Patienten die ärztlichen Diagnosen mitunter etwas anzweifelte.

Eine erste Heirat, aus der Nathalie (später Lehrerin) und der Hotelfachmann Alain hervorgingen, war leider gescheitert. Später heiratete Noyer die Apothekerin Susanne Aebi, Tochter eines Huttwiler Möbelfabrikanten und SVP-Grossrats, mit der er bis heute die glücklichste Ehe führt. Sohn Mathieu Noyer und Tochter Anne-Laurence Noyer, beide promovierte Pharmazeuten, leiten heute zusammen mit Sohn Alain das Unternehmen. Anne-Laurence betreut die Apotheke Pfötli an der Schauplatzgasse. Wie dieser Name sagt, hat sie auch grosses Interesse an der Tierpharmazie. Mathieu steht der Apotheke am Standort Neuengasse vor, und Alain leitet das Labor für traditionelle chinesische Medizin am Eigerplatz. Die Apotheke im Postparc an der Schanzenstrasse (verbunden mit dem City Notfall) und die City Apotheke in Biel werden durch geschäftsführende Apotheker betreut.

Von sieben bis sieben

Jean Maurice Noyer hat nie aufgehört, zu arbeiten. Auch mit dem Computersystem kommt er trotz gelegentlichen Schwierigkeiten recht gut zurecht. Er ist ein grosser Freund des Schauspiels, und seine Firma unterstützt das Theater an der Effingerstrasse. Die Malerei, vor allem aber die Architektur faszinieren ihn nach wie vor, und er pflegte gute Kontakte zu Mitarbeitern des Ateliers 5. Auch aus dem Militärdienst, den er seinerzeit als Offizier der Sanitätstruppen absolviert hatte, ergaben sich schöne Kontakte.

Noyer hat als Apotheker und Unternehmer gute Jahre erlebt, doch die Situation wurde in den letzten Jahren problematischer. Die Konkurrenz der immer mächtiger werdenden Apotheker- und Drogerieketten oder der Grossverteiler beeinflusst die Existenz der Privatapotheken negativ. Einen Missstand unseres Gesundheitswesens sieht er darin, dass Apotheker genau wie Ärzte von der Pharmaindustrie massiv bearbeitet werden; deren Marketing sei heute oft teurer als die Forschung, bedauert er. Auch nehme die Abhängigkeit von Studien ständig zu, wobei man etlichen mit guten Gründen misstrauen müsse. Gewisse Heilmittel, deren Wirkung lauthals und weltweit angepriesen würden, hätten nach seinen Erfahrungen ein gefährliches Suchtpotenzial, was aber verschwiegen werde.

In seinem langen, bis heute anhaltenden Berufsleben hat Jean Maurice Noyer viele Kunden bedient, wegen der Nähe zum Bundeshaus auch manche Politiker, die sich rasch ein Medikament besorgen wollten. Er erin-

nert sich an zahlreiche Begegnungen, ernste wie heitere. Von den Bundesräten kamen etwa Micheline Calmy-Rey und Pascal Couchepin vorbei, in früherer Zeit waren Hans Hürlimann und dessen Frau treue Kunden. Sie litten schwer am Schicksal ihres krebskranken Sohnes. Peter Bodenmann schaute gelegentlich rein, auch der heutige Post-Chef Urs Swaller.

Jean Maurice Noyer hat sich früher im Vorstand des Stadtberner Apothekervereins engagiert und lehrreiche Reisen unternommen. Er organisierte Praktika, hielt im Insspital Vorlesungen und nahm Examen ab. Der erfahrene Apotheker bedauert, dass das Geschäft in den

Speziell ältere Kunden wünschen Doktor Noyer zu sprechen und vertrauen seinen Ratschlägen.

letzten Jahren zunehmend schwierig geworden ist. Auch darum, weil die Eigentümer der Liegenschaften oft horrenden Mietpreise verlangen und den Apotheken kaum entgegenkommen wollen, weil sonst der Wert der Gebäude sinkt. Deshalb musste die Firma Noyer 2015 zwei Geschäfte an der Marktgasse aufgeben und das Hauptgeschäft an die Neuengasse verlegen.

Was ist das Geheimnis von Jean Maurice Noyers langem, gesundem Leben? Es sei zuallererst die Arbeit. Er steht werktags ausser am Montag täglich von elf bis sieben Uhr abends (früher von sieben bis sieben Uhr) in der Apotheke, auch an den Samstagen. Speziell ältere Kunden wünschen Doktor Noyer zu sprechen und vertrauen seinen Ratschlägen. Zweimal pro Woche geht er schwimmen. Noyer sagt von sich, er habe Glück mit seiner Familie wie mit seinen Genen, bewege sich viel und verwende Ginkgo für die Fitness des Gehirns. Es habe ihm wohl gutgetan, dass er ständig auf den Beinen war. Etwas häufiger als früher, räumt er ein, nehme er mittlerweile einen Lift in Anspruch.

Die Hauptverantwortung im Unternehmen, einem stattlichen KMU mit insgesamt rund hundert Angestellten, hat Jean Maurice seinen Kindern übergeben. Er redet ihnen nicht mehr drein und freut sich ganz einfach darüber, wie diese das Geschäfts- und Familienleben erfolgreich meistern. Natürlich packe der 43-jährige Mathieu Noyer manches anders an, als er es getan habe: «Anders, aber genauso erfolgreich.» Auf die Nachfrage, wo denn die Unterschiede lägen, lächelt der 89-Jährige verschmitzt: «Mathieu verabschiedet sich zum Beispiel am Abend pünktlich eine Stunde vor Ladenschluss zur Pflege seiner Familie – auch wenn noch Kunden in der Apotheke warten. Das hätte ich nie im Leben fertiggebracht.» Doch die positive Entwicklung zeige, dass es so auch gehe. ○

Biss der Klapperschlange

Die Ermordung von General Soleimani steht im Einklang mit Trumps Doktrin des «strategischen Realismus». Die Iraner haben sie offenbar nicht genau studiert und wurden kalt erwischt. Ob Feind oder Freund, spätestens jetzt ist das Dokument Pflichtlektüre. Von Urs Gehrig

Die Träger der Deutungshoheit von der Werd- und der Falkenstrasse geben Sturmwarnung aus: «Donald Trump handelt ohne jedes Augenmass» (*Tages-Anzeiger*). «Eine Drohne ist noch keine Strategie» (*NZZ*).

Trump's Kritiker haben gewarnt, als er Truppen aus Nahost abzog. Nun warnen sie davor, dass er bald neue schickt. Sie haben sich jahrelang geduckt, als Obama den Drohnenkrieg eskalierte und ganze Hochzeitsgesellschaften ausradierte. Jetzt sind sie Bedenkenräger, wenn Trump Irans strategisches Ass per Blattschuss – und ohne zivile Kollateralschäden – niederstreckt. Angesichts der «Monstrosität» dieses US-Präsidenten geht beinahe unter, dass Qasem Soleimani Terror und Tod in der ganzen Region gestreut hat.

Text-Message auf das persönliche Handy

Der General mit den rauchgrauen Husky-Augen – das rechte hing aus unerfindlichen Gründen irritierend im Lidwinkel oder wanderte eigenwillig autonom umher – wurde wechselweise als Meisterspion verehrt oder als Mephisto des Morgenlandes gefürchtet. Er selbst machte keinen Hehl aus seiner eminenten Rolle. Dem US-Oberbefehlshaber im Irak schickte er einst – via Vermittler – eine Text-Message auf das persönliche Handy: «General Petraeus, Sie sollten wissen: Ich, Qasem Soleimani, kontrolliere die iranische Aussenpolitik gegenüber dem Irak, dem Libanon, Gaza und Afghanistan.»

Sicherheitsexperten sind sich einig: Die Welt ist ein sicherer Ort ohne Soleimani. Dennoch drängen sich Fragen auf.

Soleimani habe «Tausende» umgebracht, so Trump. Warum hat er dann drei Jahre mit seiner Ermordung zugewartet? Damit hat sich der US-Präsident – wie Obama vor ihm – für den Tod dieser Menschen mitverantwortlich gemacht.

Warum war Soleimani überhaupt im Irak? Weil die Amerikaner 2003 unter einem falschen Vorwand das Land angriffen, Saddam Hussein stürzten, dem Iraner so die Tore öffneten und Teheran zu regionalem Grossmachtstatus verholfen haben. Ist es also klug, einen weiteren Krieg vom Zaun zu reissen? Hat Trump nicht gelobt, keine sinnlosen Feldzüge mehr zu führen?

Auch unter konservativen Meinungsführern macht sich Skepsis breit. «Ist der Iran wirklich die grösste Bedrohung für uns?», so Tucker Carlson auf Fox News, Donald Trumps

Lieblingssender. «Und warum ignorieren wir weiterhin den Niedergang unseres eigenen Landes zugunsten eines Sprungs in einen weiteren Sumpf, aus dem es keinen Ausweg gibt?», fragt Carlson an die Adresse des Weissen Hauses. «Übrigens, wenn wir neunzehn traurige Jahre später immer noch in Afghanistan stehen, was lässt uns glauben, dass es eine schnelle Rückkehr aus dem Iran gibt ...?»

Dies sind allesamt eminent wichtige Fragen. Doch möglicherweise sind Tucker Carlson und viele Warner in einer prä-trump'schen Ära gefangen. Genauso wie der Iran auch. Zweifelsfrei könnte der Iran als «Opfer» amerikanischer Aggression international Sympathien erheischen, wenn es ihm gelänge, Trump zu militärischen Abenteuern zu provozieren, in der Hoffnung, diese würden sich – wie in Afghanistan, wie im Irak – bald als Blutbad epischen Ausmasses erweisen. Die vom Regime choreografierten Parolen bei der Trauerfeier Soleimanis – «Hey US, you started, we will finish!» – weisen auf dieses Ansinnen hin.

Aber in diese Falle werde Trump nicht tapen, ist Militärgeschichtler Victor Davis Hanson überzeugt. Nachdem er lange Geduld und Zurückhaltung gegenüber früheren iranischen Eskalationen gezeigt habe, könne Trump nun aus sicherer Distanz auf iranische Gegenschläge reagieren, ohne als «Provokateur aufzutreten, der nach Krieg lechzt», so Hanson in der *National Review*.

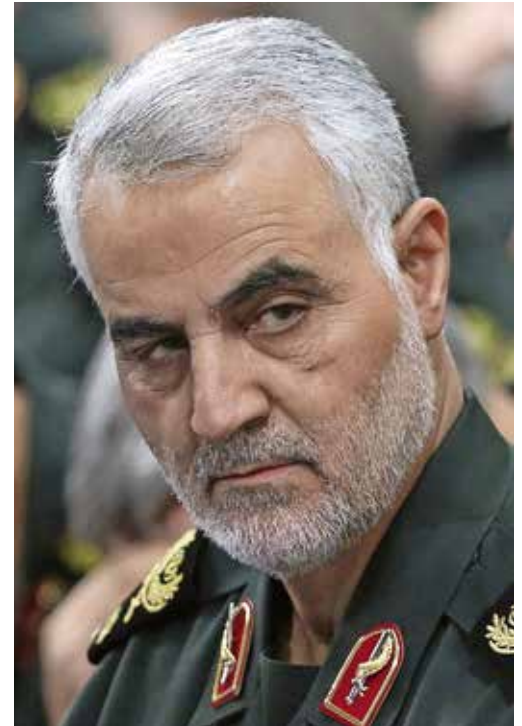
Hanson, der Trump im Interview mit der *Weltwoche* jüngst mit einer Chemotherapie verglich, deren Ziel es sei, «den Krebs zu töten, bevor dieser den Patienten umbringt» (*Weltwo-*

Es handelt sich um eine Art alttestamentarisches Fernduell mit Hightech-Waffen.

che Nr. 48/19), ist überzeugt: Der Iran hat sich in Trump gründlich getäuscht. Er habe das Impeachment-Verfahren, den anstehenden Wahlkampf, den Truppenabzug aus Syrien als Zeichen der Schwäche, ja gar der Unfähigkeit interpretiert, auf Provokationen in Nahost zu reagieren.

Situative Partnerschaften

Dieser Hybris liege ein tiefgreifendes Unverständnis des US-Präsidenten zugrunde. «Teheran hat die Doktrin des strategischen Realismus der US-Administration falsch eingeschätzt.»



Mephisto des Morgenlandes: General Soleimani.

Die Doktrin wurde vor Weihnachten 2017 in Trumps erster National Security Strategy umrissen. * Darin vollzog der damals neue US-Präsident eine radikale Abkehr der Militärpolitik seiner Vorgänger Bush und Obama: weder humanitäre Interventionen noch kostspieliges *nation building*, weder Export von Demokratie und freier Marktwirtschaft in diktatorische Regime noch kostspielige Befreiung von geknechteten, armen Völkern.

Trump orientiert sich an einem harten Realismus. «Amerika zuerst», aber nicht «Amerika allein». Ohne sich an erstarrte Bündnisse zu ketten, sucht er situativ Partnerschaften, wo es amerikanische Interessen als opportun oder nötig erscheinen lassen. Diese neue Rolle, so die Überzeugung Trumps, kann Amerika nur aus einer Position der Stärke spielen. Stärke, das heisst: wirtschaftliche Robustheit, freier, aber fairer Handel, Förderung der heimischen Industrie, ein wiedererstarktes amerikanisches Selbstbewusstsein, sichere Grenzen, restriktive Migrationspolitik – und militärische Übermacht.

Die Doktrin des wehrhaften US-Patriotismus findet symbolisch Ausdruck in der «Gadsden flag». Die Flagge zeigt eine zum Biss bereit Klapperschlange auf gelbem Grund mit dem Wahlspruch «Don't tread on me» – «Tritt nicht auf mich». Sie zählt zu den ältesten Flag-



Situative Partnerschaften: Präsident Trump.



Geist der Unabhängigkeit: «Gadsden flag».

gen der Vereinigten Staaten und steht für den Geist der Unabhängigkeit.

2009 wurde die «Gadsden flag» zum Symbol der Tea-Party-Bewegung in ihrem Kampf für individuelle Freiheit und gegen staatliche Bevormundung. Heute ist sie bei der Trump-Basis weit verbreitet. Wie die meisten Amerikaner wollen Trumps Wähler keinen weiteren endlosen Krieg. Aber ihre Fokussierung auf die eigene Nation ist nicht zu verwechseln mit einem Isolationismus wilsonischer Prägung. ««Don't tread on me» im Jahr 2020 heisst so viel wie: «Leben und leben lassen – sonst ...», konstatiert Hanson. Will heissen: Wer Amerikas Interessen mit Füßen tritt, riskiert einen tödlichen Biss.

Bezogen auf den Iran bedeute das: Trump werde auf Teherans Gegenschläge reagieren,

ohne Zehntausende von Soldaten in einen verlustreichen Bodenkrieg zu entsenden. «Durch Drohnen, Raketen und Bombenangriffe oder durch noch mehr Sanktionen und Boykotte kann er der bereits taumelnden Wirtschaft noch mehr Schaden zufügen.»

Gezielt Verwirrung stiften

Es handelt sich um eine Art alttestamentarisches Fernduell mit Hightech-Waffen. Auge um Auge, Zahn um Zahn, mit chirurgischer Präzision. Durch Raketen, Drohnen und weitere Sanktionen könnte Trump die Elite des Gegners einzuschüchtern und zu schwächen versuchen. Derart unter Druck gesetzt, würde das Regime, das den Freiheitsdrang des eigenen Volkes mit rigoroser Gewalt im Zaum hält, weiter an Glaubwürdigkeit und Respekt verlieren.

Kommentatoren scheinen sich von Trumps flamboyantem Stil und protziger Rhetorik ablenken zu lassen. Sie verpönen ihn wechselweise als Maulhelden und Twitter-Tiger, als Elefanten im nahöstlichen Porzellanladen oder als impulsiven Schläger.

Solch plakative Fehleinschätzungen bei Politikern und Journalisten zeugen von Verwirrung. Trump stiftet sie absichtlich, im Wissen, dass sie ihm zum Vorteil erwächst. Verwirrung und Unberechenbarkeit sind integrale Teile von Trumps Doktrin des strategischen Realis-

mus. Sie sorgen bei seinen Kontrahenten für Nervosität. Russland, Nordkorea oder China studieren sorgfältig seine Reaktionen und sind sich nie ganz sicher, was als Nächstes kommt.

Nun wartet die Welt auf den Racheakt, den Iran angekündigt hat. Doch die Mullahs sitzen am kürzeren Hebel, ist Hanson überzeugt. «Wenn sich der Iran dem Terrorismus und Cyber-Angriffen zuwendet, verliert er international noch mehr politische Unterstützung. Und

Erstmals sind die USA nicht mehr auf Erdöl aus dem Nahen Osten angewiesen.

er riskiert Reaktionen der US-Luftwaffe auf seine Infrastruktur im eigenen Land» – die das taumelnde Regime noch mehr schwächen würden.

Ein geostrategisches Novum beschert Trump einen weiteren Vorteil. Erstmals sind die USA nicht mehr auf Erdöl aus dem Nahen Osten angewiesen; sie nähern sich der Energieunabhängigkeit – auch diese ist Teil von Trumps strategischem Realismus.

Trump kann und wird nicht alle töten

Keine Frage, die aktuelle Krise birgt grosse Gefahren. Ein Truppenabzug der Amerikaner, wie ihn die Iraker jetzt gefordert haben, öffnet dem Iran weitere Tore zum Nachbarland. Solange das iranische Mullah-Regime an der Macht ist, wird es versuchen, die USA und deren Verbündete zu bekämpfen. Einen Regimewechsel in Teheran hat Trump – getreu seiner Doktrin – indessen explizit ausgeschlossen.

Darüber hinaus wirft die Liquidierung des iranischen Teufelsgenerals neue Fragen auf. Auch nach Soleimani gibt es zahlreiche «Bösewichte», die Amerikas Sicherheit gefährden. «Mexiko und China werden auch mit dem Tod von Amerikanern in Verbindung gebracht. Beide haben unser Land mit Drogen überschwemmt, an denen jedes Jahr Zehntausende Amerikaner sterben», so Fox-Star-Talker Tucker Carlson. «Heisst das, wir dürfen Oaxaca bombardieren? Können wir damit anfangen, Generäle der [chinesischen] Volksbefreiungsarmee zu ermorden?»

Trump kann und wird sie nicht alle töten. Aber vielleicht reicht das Wissen, dass er dazu in der Lage ist, aus, um mit dem US-Präsidenten ins Geschäft zu kommen. Ganz nach dessen Geschäftsbibel «The Art of the Deal», die dadurch um ein dickes Kapitel reicher würde.

* www.weltwoche.ch/StrategicRealism

<https://www.whitehouse.gov/briefings-statements/president-donald-j-trump-announces-national-security-strategy-advance-americas-interests/>

<https://www.whitehouse.gov/wp-content/uploads/2017/12/NSS-Final-12-18-2017-0905-1.pdf>

<https://www.whitehouse.gov/wp-content/uploads/2017/12/NSS-Final-12-18-2017-0905-1.pdf>

«Selbstzerstörerische Dummheit»

Seit einem halben Jahrhundert deckt Seymour Hersh die Auswüchse amerikanischer Militärabenteuer auf. Im Interview kritisiert er die jüngsten US-Schläge gegen den Iran vehement. Überraschend würdigt er Kernpunkte von Trumps Aussenpolitik. Und spricht erstmals über seine neuste Enthüllung. *Von Urs Gehrig*

Seymour Hersh – sein Name löst bei amerikanischen Sicherheitsexperten Angst und Respekt aus. Hersh hat einige der dunkelsten Geheimnisse Amerikas gelüftet. Er geniesst den Ruf des «grössten investigativen Journalisten unserer Zeit» (David Remnick, Chefredaktor des *New Yorker*).

Es ist kurz vor Weihnachten, als wir uns zum Interview in seinem Büro in Washington zusammensetzen, um über seine Autobiografie, «Reporter», zu diskutieren. Der Mann, der die schlimmsten Kriegsverbrechen in Vietnam (My Lai) und dem Irak (Abu Ghraib) aufgedeckt hat, vertraut mir überraschend an, dass er in Kernpunkten mit Donald Trumps Aussenpolitik übereinstimmt. «Ich unterstütze Trumps Bereitschaft, ausländische Führer zu erreichen.»

Nur Tage nach unserem Treffen eskaliert im Nahen Osten abermals die Gewalt. Eine vom Iran unterstützte Miliz tötet bei einem Raketenangriff im Irak einen amerikanischen Vertragsarbeiter. Die USA reagieren mit Militärschlägen in Syrien und im Irak. Darauf belagern Tausende von proiranischen Demonstranten die US-Botschaft in Bagdad, brennen Teile des Empfangsgebäudes ab und rufen: «Tod für Amerika!» Präsident Trump macht den Iran für die Tat «voll verantwortlich». Er twittet: «Sie werden einen sehr GROSSEN PREIS bezahlen! Dies ist keine Warnung, es ist eine Drohung. Frohes neues Jahr!»

Hersh geht auf Distanz zu Trump. «Mein Präsident hatte kein Recht, die Raketenangriffe zu genehmigen, die er als Reaktion auf den Tod eines amerikanischen Vertragsarbeiters ausführen liess», sagt mir Seymour Hersh in einer ersten Reaktion. «Sie waren unverhältnismässig und stellten eine klare Verletzung der irakischen und syrischen Souveränität dar.»

Stunden später befiehlt Trump die Ermordung Qasem Soleimanis, eines der berühmtesten Militärs im Nahen Osten. Der Kommandant der Elitetruppe al-Quds der iranischen Revolutionsgarden «tötete oder verwundete über einen längeren Zeitraum Tausende von Amerikanern und plante, noch viele weitere zu töten», erklärt Trump der Welt.

«Trump's schlechtdurchdachte Ermordung wird die irakische Regierung ohne Zweifel sofort unter Druck setzen, alle Amerikaner aus ihrem Land zu vertreiben», sagt

Hersh und warnt: «Ein weiterer möglicher Verbündeter im Nahen Osten wird sich gegen Amerika wenden. Man darf auch nicht vergessen, dass die iranische Quds-Truppe, angeführt von Soleimani, eine wichtige Rolle bei der Niederschlagung des IS in Syrien gespielt hat – was vermutlich auch ein amerikanisches Ziel war. Man kann sich über die anhaltende selbstzerstörerische Dummheit Amerikas nur wundern.»

Bei unserem Treffen in Washington Tage zuvor waren die Strassen der US-Hauptstadt voller fröhlicher Weihnachtseinkäufer. Aber selbst bei aller festtäglichen Emsigkeit war die Spannung mit Händen zu greifen. Die Schlagzeile der *New York Times* lautete: «Demokraten signalisieren Pläne, heute Artikel über die Anklageerhebung zu veröffentlichen», nachdem Anwälte das Verhalten von Präsident Trump als «klare und gegenwärtige Gefahr» für faire Wahlen und die nationale Sicherheit bezeichnet hatten.

Seymour Hersh, Sie haben unzählige Titelgeschichten der *New York Times* verfasst, viele davon haben die Nation erschüttert und Präsidenten erzittern lassen. Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie heute die Berichterstattung verfolgen?

Einer meiner Gedanken lautet: Warum lancieren sie einen Prozess, von dem sie wissen, dass er im Senat nicht durchkommen wird? Sie sprechen über das von den Demokraten initiierte Amtsenthebungsverfahren gegen Präsident Trump?

Ja. Die Demokraten wissen, dass der Senat nicht mitmachen wird. Es gibt eine Menge Probleme mit Trump. Aber ich glaube nicht,

«Für die Zeitungen ist es sehr wichtig, Trump nicht zu mögen, denn es bedeutet Leserschaft.»

dass dies der richtige Weg ist, wenn sie die Wahl gewinnen wollen. Sie machen Trump zum Märtyrer. Trumps Umfragewerte gehen nach oben. Erst kürzlich sind sie zum ersten Mal über 50 Prozent gestiegen. Für die Zeitungen ist es sehr wichtig, Trump nicht zu mögen, denn es bedeutet Leserschaft, es bedeutet mehr Abonnenten. Wie Sie wissen, ist das Zeitungsgeschäft in Amerika und auf der ganzen Welt dabei einzubrechen.

Sie haben viele Skandale aufgedeckt. Gibt es irgendwelche versteckten Geschichten, die man bei Trump ausgraben kann?

Nein, nicht wirklich. Kein Präsident vor ihm hat so freimütig agiert. Er macht alles so offen. Es ist eigentlich ziemlich lustig.

Ihre erste Stunde des Ruhmes schlug vor genau fünfzig Jahren, als sie die Kriegsverbrechen von US-Soldaten in My Lai, Vietnam, aufdeckten. Erinnern Sie sich an den Moment, als Sie realisierten, welche Sprengkraft die Geschichte hatte?

Ja, als ich zum ersten Mal die Anklageschrift des Anwalts sah. Er hatte sie auf seinem Schreibtisch liegen, und ich sass ihm gegenüber und tat so, als würde ich mir Notizen machen. Derweil las ich Wort für Wort, kopf-über. Leutnant William L. Calley Jr. wurde des vorsätzlichen Mordes an 109 «asiatischen Menschen» beschuldigt. Das Ganze war so formuliert, als würden zehn «Asiaten» dem Leben eines Weissen entsprechen. Das war das Rassistischste, was ich je gesehen habe. Ich würde gerne behaupten, dass meine erste Reaktion war: «Das ist ein verhängnisvoller Krieg, er wird uns schaden.» Aber ich bin mir sicher, dass meine ersten Gedanken waren: «Ruhm, Reichtum und Ehre. Ich werde mich gross verkaufen.»

Sie haben zahlreiche Soldaten getroffen, die an diesem Massaker beteiligt waren. Der eindrucklichste Zeuge war jener Soldat, der sich selbst in den Fuss geschossen hatte.

Ja, Herbert Carter.

Er sagte: «Die Hauptziele sind drei bis vier Jahre alte Kinder.» Soldaten warfen Babys in die Luft und spießten sie mit dem Bajonett auf. Jahre später deckten Sie die sadistischen Misshandlungen von Gefangenen durch US-Soldaten im irakischen Gefängnis Abu Ghraib auf. Haben Sie jemals herausgefunden, was einen Menschen im Krieg in eine Bestie verwandelt?

Herbert Carter, der Soldat, der sich in den Fuss schoss, um aus dem Militär rauszukommen, war ein ungebildeter, aber sehr kluger afroamerikanischer Junge. Wissen Sie, was er zu mir sagte? «Was in My Lai geschah, war kein Massaker, sondern eine logische Folge des Vietnamkrieges. Die Menschen wussten nicht, wofür sie starben, und die Jungs wussten nicht, warum sie die Vietnamesen erschossen.» Es war so schrecklich, so verrückt, die Führung von oben bis unten war komplett schlecht. >>>



«Sie machen Trump zum Märtyrer»: Seymour Hersh, 82, in seinem Büro in Washington DC.

Amerika

Nixon schlug seine Ehefrau

Kurz nach Watergate wurde Nixons Ehefrau Pat notfallmässig hospitalisiert.

Im Fundus von Seymour Hershs Akten finden sich wohl zahlreiche brisante Geschichten, von denen die Welt bislang nichts erfahren hat. Eine davon handelt von Richard Nixon und seiner Ehefrau Pat. «Sie ereignete sich, kurz nachdem Nixon das Weisse Haus am 9. August 1974 in Unehren verlassen hatte und in sein Strandhaus in San Clemente in Kalifornien umgezogen war», schreibt Hersh in seiner Biografie. «Ein paar Wochen darauf rief mich jemand an, der mit einem nahe gelegenen Krankenhaus zu tun hatte, und erzählte mir, ein paar Tage nach dem Umzug sei Nixons Frau Pat in die Notaufnahme gekommen. Sie habe den Ärzten erzählt, ihr Mann habe sie geschlagen. Die Person, mit der ich sprach, war über die Ausmasse von Pats Verletzungen und die verärgerte Reaktion des Notfallarztes genauestens informiert.»

Hersh zögerte. Sollte er die brisante Geschichte veröffentlichen? Er rief Nixons ehemaligen Chefberater John Ehrlichman an. «Ehrlichman verblüffte mich, als er erzählte, er wisse schon über zwei solche Vorfälle Bescheid. Der erste habe sich in den Tagen nach Nixons verlorener Gouverneurswahl in Kalifornien im Jahr 1962 ereignet, als er der Presse verbittert erzählt habe, dies sei sein letzter Wahlkampf gewesen [...]. Zu einer zweiten Tötlichkeit sei es während Nixons Amtsperiode im Weissen Haus gekommen.»

Im Interview präzisiert Hersh, Pat Nixon habe nach Watergate Verletzungen im Gesicht erlitten. Sie sei «mit einem blauen Auge» in der Notaufnahme eingetroffen. «Das war ein harter Brocken, ich konnte damals einfach nicht darüber schreiben. Meine Quelle hatte den hippokratischen Eid verletzt. Sie hätte ihre Lizenz verloren.»

Abgesehen davon habe er damals schlichtweg nicht verstanden, dass Nixon eine kriminelle Handlung begangen habe. «Ich bin ein alter Mann; die MeToo-Bewegung, ich verstehe sie heute», sagt Hersh. «Ich hätte damals Anzeige erstatten oder jemanden finden sollen, der es tat, denn meinen Informanten konnte ich nicht preisgeben.» *Urs Gehrig*



«Harter Brocken»: Ehepaar Nixon, um 1970.

Mitten im Vietnamkrieg erhielten Sie einen Anruf von Craig McNamara, dem Sohn des damaligen US-Verteidigungsministers Robert McNamara. Der zwanzigjährige Craig hatte ein Exemplar von *Harper's Magazine* mit Ihrer Titelgeschichte über My Lai im Wohnzimmer liegen gelassen, damit sein Vater sie sehen konnte. Später fand er das Magazin verbrannt vor.

Im Kamin.

Ihre Geschichten trafen den Nerv einer geteilten Nation, und sie bewegten die Familie jener Person, die für die Kriegsführung verantwortlich war. Was hat das in Ihnen ausgelöst?

Craig war vom Krieg extrem geplagt, genau wie seine ältere Schwester, es war hart für sie. Als ich im Pentagon über den Krieg berichtete, hatte ich viel Kontakt zu McNamara, und ich kam schon damals zu dem Schluss, dass er ein psychotischer Lügner war. Sie [das Pentagon, Anm. d. Red.] führten eine «Mord AG». Sie hatten interne Studien in Auftrag gegeben, die sie dann zurückhielten. Sie ha-

«Es gibt eine Realität, von der die Demokraten nichts wissen wollen, nämlich, dass die Wirtschaft läuft.»

ben nicht bloss über den Krieg gelogen. Sie haben sich auch ständig selbst belogen. General Westmoreland führte den Krieg vier Jahre lang, 34 000 Amerikaner starben und vielleicht eine Million Vietnamesen. Es war ein Massenmord, und sie haben Lügen darüber erzählt. Das war mir früh klar.

Was war die wichtigste Lektion, die Sie als junger Reporter gelernt haben?

Lesen, bevor man schreibt. Lese die Dinge, die kompliziert sind und langweilig erscheinen, wie Rüstungskontrolle zum Beispiel. Die Reporter von heute begnügen sich mit dem Lesen von Tweets, denn je mehr man über die Tweets schreibt, desto wütender wird die Öffentlichkeit in New York und in Washington, die Trump nicht mag, und desto mehr Menschen kaufen ihre Zeitung.

Nach Vietnam haben Sie sich der grössten Affäre der jüngeren US-Geschichte zugewandt: Watergate. Präsident Nixon und seine Mitarbeiter zitterten vor Ihren Recherchen. Der stellvertretende Generalstaatsanwalt Silberman sagte über Sie: «Der Hurensohn hat Quellen, die absolut unvergleichlich sind.» Und CIA-Direktor William Colby antwortete: «Er weiss mehr über diesen Ort als ich.» Wie fühlte es sich an, eine solche Macht über die Regierung zu haben?

Ich habe mir nie solche Gedanken darüber gemacht. Ich habe bloss meine Arbeit getan. Ich hatte die Telefonnummer von CIA-Direktor William Colby. Er war ein anständiger, aber sehr zäher Mistkerl. Statt zu sagen, ich sei ein Hurensohn, sprach er mit mir. Er hatte keine andere Wahl, weil ich Informationen über ihn hatte.

Auch Henry Kissinger hatte Angst vor Ihnen. Er sagte gemäss Aufzeichnungen: «Seymour ist hinter mir her.» Warum waren Sie hinter ihm her?

(Lacht hämisch) Die Wahrheit war hinter ihm her. Das ist der richtige Ausdruck. Wissen Sie, was wir tun, wenn wir nachts nicht schlafen können? Wir zählen Schafe. Kissinger muss für den Rest seines Lebens verbrannte und verstümmelte kambodschanische und vietnamesische Babys zählen. Das ist seine Sünde. Ich war früh überzeugt, dass er ein Massenmörder ist. Vietnam war ein Krieg, von dem er wusste, dass er ihn nicht gewinnen konnte. Kissinger wusste es, bevor McNamara es wusste. Und McNamara wusste es auch früh.

Heute gilt Kissinger als der Doyen der US-Aussenpolitik und als graue Eminenz in Sachen China.

Wenn Trump sagen würde: «Komm, werde mein Berater», würde er es morgen tun. Gut, vielleicht doch nicht. Er ist 96. Aber vor zehn Jahren ja. Heute ist er viel, viel besser als damals während des Vietnamkriegs. Zum Beispiel ist er weise, was den Iran angeht. Er hat recht in vielen verrückten Dingen, die wir Amerikaner heute tun.

Die Tatsache, dass Sie einige der bestgehüteten Geheimnisse der Vereinigten Staaten enthüllt und Amerikas Hauptentscheidungsträger angegriffen haben, hat Kritik hervorgerufen. Einige sagten, Sie würden Ihrer Nation schaden.

Ich stamme aus einer Immigrantenfamilie. Meine Eltern waren litauische Juden. Zu

Hause sprachen sie Jiddisch. Mein Vater hatte einen kleinen Putzladen und eine Wäscherei. Ich habe dort während des Studiums gearbeitet. Mein Vater starb an Krebs. Ich musste mich um meine Mutter kümmern. Ich kam aus dem Nichts und steckte einem amtierenden Präsidenten, Richard Nixon, zwei Finger ins Auge und schrieb über ein Massaker von amerikanischen Jungs – die schlimmste Geschichte, die man je über Nixon schreiben konnte. Es hat mich viel Zeit gekostet, sie zu drucken. Ich bekam Preise und Ruhm, und Sie sagen, ich sei ein Kritiker Amerikas, des erstaunlichsten Ortes der Welt? Machen Sie Witze? Niemand könnte mehr Respekt vor diesem Land haben als ich.

Angesichts Ihrer Kritik an Amerikas Kriegen müsste Ihnen Trumps bisherige Politik – Rückzug von US-Truppen und weniger Einmischung im Ausland – eigentlich gefallen.

Natürlich tut sie das. Trump will keinen Krieg. Aber hören Sie, fangen Sie nicht mit Trump an, denn das ist sehr kompliziert. Ich bin ein Demokrat. Ich würde Trump in einer Million Jahren nicht wählen.

Sie sind seit je Demokrat. Was halten Sie von Obama?

Ich habe enorme Probleme mit Obama. Die Aussenpolitik während seiner zweiten Amtszeit war sehr schwach, er überspielte die Schwächen mit seinem Charme und seinem Auftreten als hübscher Junge. Ich denke, er war schrecklich. Er liess Hillary Clinton tun, was sie wollte.

Trump ist so unkonventionell, dass ich manchmal den Eindruck habe, dass die Leute ihn unterschätzen.

Es gibt eine Realität, von der die Demokraten nichts wissen wollen, nämlich, dass die Wirtschaft läuft. Der Aktienmarkt ist auf etwa 28000 Punkte gestiegen – ein Wert, den er zum ersten Mal in der Geschichte erreicht hat. Die Arbeitslosigkeit ist gesunken. Ich weiss nicht, ob es funktioniert, aber ich weiss, dass die Indizes, die veröffentlicht werden, korrekt sind. Ich wünschte, er wäre nicht Präsident. Punkt.

Dann hätten Sie Hillary Clinton als Präsidentin, und wir hätten wahrscheinlich Krieg gegen Russland.

Grundsätzlich ja, wir hätten dann Hillary. Hillary hat die Wahl verloren. Ich glaube, dass die Russen genauso viel damit zu tun hatten wie ich. Aber das ist immer eine gute Geschichte. Ich verstehe die amerikanische Presse nicht. Die Art, wie die Medien die Russen-Sache und Putin behandelt haben – sie haben nicht berichtet. Die wirkliche Geschichte ist nicht Russland, sondern das Ausmass, in dem die Obama-Regierung der CIA erlaubte, mit ihrem «Gutachten» (Assessment) an die Öffent-



«So schrecklich, so verrückt»: Soldat Carter, 1968.

lichkeit zu gehen. Was ist ein Gutachten? Es ist nicht eine Einschätzung des Geheimdienstes. Es ist einfach eine Meinung. Wir haben jetzt eine Situation, in der die Demokraten Putin hassen, Russland hassen. Sie hassen Syrien, hassen China, hassen jeden. Wenn Trump mit den Nordkoreanern spricht, was mir sehr rational erscheint, heisst es: «Nein, das kann er nicht tun. Er ist ein Narr. Er weiss gar nichts.»

Was halten Sie davon, dass Trump eine Annäherung an Russland möchte?

Wir haben den Standpunkt Russlands nie verstanden. Putin ist heute der mächtigste Leader in Europa, nun da Merkels Stern am Sinken ist; sie hat wegen der Einwanderungsfrage politische Macht verloren. Er ist sehr konservativ und knallhart. Die Leute haben ewig nach den Milliarden von Dollars gesucht, von denen sie behaupten, dass er sie irgendwo versteckt hat wie all die anderen KGB-Leute und die Oligarchen, aber sie haben nichts gefunden.

Finden Sie, Putin spielt seine Karten gut?

Machen Sie Witze? Er ist der klügste Mann, den es gibt. Und er hat einen Draht zu Trump, absolut. Und auch Putin und Präsident Selenskyi in Kiew haben offensichtlich zusammengearbeitet, um den Krieg in der Ukraine zu beenden. Aber Selenskyi hat die extremistische, nationalistische Masse, mit der er nicht fertig wird. Wenn er den Krieg morgen beenden könnte, würde er es tun. Aber sie lassen ihn nicht. Sie werden gegen ihn kämpfen. Also, wie gehen sie damit um?

Sagen Sie es.

Die Opposition in der Ukraine weiss, dass Russland sie in dem Moment, in dem sie mit hochentwickelten Waffen aggressiv

vorgeht, einfach zerschlagen wird. Putin hat das Militär enorm verbessert, dessen Moral und Fähigkeiten, hat neue Kommandozentralen eingerichtet. Es ist nicht länger ein Hort der Respektlosigkeit. Aber wenn Sie ein Demokrat sind, müssen Sie sagen: «Ich hasse Putin.» Sie müssen sagen: «Mein grösster Freund ist jetzt John Brennan, der ehemalige Direktor der CIA.» Hat

«Es würde mich nicht überraschen, wenn Trump auch mit Damaskus zu sprechen beginnen würde.»

es das schon einmal gegeben, dass die Demokraten den Chef der CIA lieben? Was machen die CIA-Leute? Sie sind darauf trainiert, zu lügen. Die Guten in der CIA sind die besten Lügner.

Viele denken, Trump werde von Leuten in seinem Umfeld beeinflusst. Wer beeinflusst Trump?

Niemand kennt die Antwort auf diese Frage. Ich bin entsetzt über viele Dinge, die in seiner Regierung vor sich gehen. Doch Sie müssen auch erkennen, dass er ein sehr politisches «Tier» ist. Aber bringen Sie mich nicht dazu, zu sagen, dass ich Trump mag. Ich mag ihn nicht. Ich wünschte, er wäre nicht Präsident. Ich glaube nicht, dass er schlaue genug ist. Ich glaube, er achtet nicht auf Details. Das Chaos, das er in der amerikanischen Bürokratie und im Weissen Haus und bei vielen unserer Verbündeten angerichtet hat, billige ich überhaupt nicht. Er hat das Weisse Haus und die Präsidentschaft mit seiner Geringschätzung für die Verfassung abgewertet. Was ich unterstütze, ist seine Bereitschaft, auf ausländische



«Ausser Kontrolle»: Navy Seal Gallagher.

Führer – umstrittene wie die in Nordkorea und Russland – zuzugehen und zu versuchen, mit ihnen in Kontakt zu treten. Es würde mich nicht überraschen, wenn er auch mit Damaskus zu sprechen beginnen würde. Daran ist nichts auszusetzen, und ich bin bestürzt, dass sich die Demokraten davon angewidert zeigen.

In Ihrem Büro stapeln sich Berge von Dokumenten. Sind in diesen Tausenden von Seiten viele unveröffentlichte Geschichten versteckt?

Ich sollte ein Buch über Dick Cheney [Vizepräsident von Präsident George W. Bush und Nationaler Sicherheitsberater von Präsident George Bush, Anm. d. Red.] schreiben. Aber ich zog es zurück, weil es zu geheim war. Es hätte einige der Leute, die mit mir gesprochen haben, ins Gefängnis gebracht.

Warum speichern Sie Ihre Notizen nicht auf Ihrem Computer? Haben Sie Angst, dass sie jemand hacken könnte?

Ich habe mehr als Angst. Meine Kinder, meine zwei Jungs und meine Tochter, lachen mich wegen meiner mangelnden Sicherheit aus.

Jemand könnte in Ihr Büro einbrechen.

Sie können mit meinen Akten nichts anfangen. Schauen Sie sich meine Handschrift an. *(Er zeigt seine Handschrift und wendet sich dann seinem Computer zu.)* Letzte Nacht bin ich lange aufgeblieben und habe Folgendes geschrieben. *(Er tippt paar Buchstaben in die Tastatur.)* Hier wird es schwierig. Mein Passwort ist der Name meines Lieblings-Baseballspielers vor fünfzig Jahren in Chicago. Es ist ein tolles Passwort. Niemand wird jemals mein Passwort knacken.

Nun, das ist ein guter Hinweis.

Gestern Abend habe ich einen Artikel über die Krise mit den Navy Seals verfasst. Es geht um diesen Gallagher. Eine unglaubliche Geschichte, so wird mir berichtet.

Die US-Spezialkräfte sind Speerspitze und Stolz der Nation. Sie haben den IS-Chef al-Baghdadi liquidiert. Zuvor töteten sie Osama Bin Laden. Jüngst sorgte Navy Seal Edward Gallagher für negative Schlagzeilen. Der hochdekorierte Seal habe während seines Dienstes im Irak wahllos Zivilisten erschossen und einen gefangenen jugendlichen IS-Kämpfer erstochen. Drei Mitglieder von Gallaghers Einheit bezeichneten ihn als Psychopathen. «Der Kerl ist verdammt böse», sagte einer von Gallaghers Untergebenen vor US-Ermittlern. Gallagher wurde wegen des Vorfalls Anfang 2019 degradiert. Präsident Trump begnadigte Gallagher, bezeichnete ihn als Helden und gab ihm militärische Würden zurück. Damit widersprach der Präsident den höchsten Führungskräften der Navy.

Was ist die Geschichte, an der Sie recherchieren?

Nun, er [Gallagher; Anm. d. Red.] hielt sich für Gott, weil er auf einer geheimen Mission war.

Er hat sich schlecht benommen?

Ja, aber er war auf einer geheimen Mission, die genehmigt wurde. Er sollte etwas Abscheuliches tun. Wir haben es mit einem sehr, sehr ernstesten Problem bei den Spezialeinheiten zu tun. Einem echten Problem der Moral, der Legalität, das über Gallagher hinausgeht.

Was genau ist das Problem?

Die Spezialeinheiten sind ausser Kontrolle. Gemäss einer Studie des Watson-Instituts der Brown-Universität* wird der tödliche Krieg der USA in 76 Ländern geführt [die Studie spricht von Millionen unschuldig getöteter Zivilisten seit 2001, Anm. d. Red.]. Spezialeinheiten sind rund um die Welt im Einsatz, und es ist nicht klar, wer in Washington weiss, was sie tun. Es gibt vieles, was über die innere Funktionsweise des Seal-Kommandos nicht bekannt ist, und vieles, was innerhalb des U.S. Special Forces Command geändert werden muss. Der ehemalige US-Verteidigungsminister Jim Mattis hat versucht, das Problem anzugehen, aber er schaffte es nicht. Er war nur in der Lage, zwei Generäle loszuwerden. Er wollte mehr tun.

Haben die Probleme mit der Art zu tun, wie die Spezialeinheiten operieren?

Das werde ich Ihnen nicht verraten. Aber es steckt mehr hinter der Geschichte dieses Eddie Gallagher. Es gibt noch eine ganz andere Facette.

Wann werden Sie Ihre Recherche veröffentlichen?

Ich bin mir noch nicht sicher, was ich mit dem Material machen werde.

Die ganze Welt wird die Geschichte lesen, wenn Ihr Name draufsteht.

Was hat es für einen Sinn, eine Geschichte zu schreiben, wenn es nur eine Eintagsfliege wird? Im Moment wird sie jeder leugnen. Ich warte auf den richtigen Zeitpunkt.

Seymour M. Hersh war Mitarbeiter des *New Yorker* und der *New York Times*. Mit seiner Serie über das Massaker in My Lai etablierte er sich an der Spitze des investigativen Journalismus. 1970 erhielt er dafür den Pulitzerpreis, seitdem fünfmal den George Polk Award, zweimal den National Magazine Award for Public Interest, den Los Angeles Times Book Prize, den National Book Critics Circle Award, den George Orwell Award und Dutzende weiterer Auszeichnungen.

* Das ausführliche Interview auf Englisch: <http://www.weltwoche.ch/International>



Seymour M. Hersh: Reporter. Der Aufdecker der amerikanischen Nation. Ecowin. Fr. 39.90; 432 S.



Inside Washington

In Flammen

Schauspieler Ricky Gervais las der Hollywood-Schickeria die Leviten. Das kam schlecht an.

Der Moderator der 77. Verleihungen der Golden-Globe-Fernseh- und Filmpreise, der britische Komiker Ricky Gervais, fragte sein Publikum rhetorisch: «Was zum Teufel kann denn rechtsstehend daran sein, wenn man die grossen Konzerne und die Mächtigsten der Welt veralbert?»

Am Sonntagabend versammelte sich die Hollywood-Schickeria im «Beverly Hilton»-Hotel von Los Angeles in all ihrer Pracht, um sich gegenseitig zu beklatschen. Viele hofften zudem, beim nächsten Film-Deal eine Lohnerhöhung fordern zu können dank einer brandneuen Trophäe in der Hand. Einige waren allerdings wenig erfreut über Gervais' flammende Rede von der Bühne.

Eine Journalistin der *Los Angeles Times*, deren Hirn offenbar unter der Intensität der Schweinwerferstrahlen gelitten hatte, beklagte, dass «die Stimmung» im opulenten Ballsaal «wegen des Impeachments, des drohenden Kriegs mit dem Iran und der verheerenden Buschfeuer in Australien bereits ernüchternd war».

Derweil ignorierte die zur «Besten Schauspielerin» avancierte Michelle Williams Gervais' weisen Rat, der da lautete: «Komm hoch, nimm deinen kleinen Preis entgegen, bedanke dich bei deinem Agenten sowie dem Herrgott und verpiss dich.» Die Elfen-schauspielerin flehte die Frauen vielmehr an, endlich «in ihrem eigenen Interesse» zu wählen. «Die Männer machen das seit Jahren so, und deshalb richtet sich die Welt nach ihnen.» Die Preisträgerin verkannte offensichtlich, dass bei jeder Präsidentschaftswahl seit 1980 die Stimmen der Frauen diejenigen der Männer übertroffen hatten.

Gervais warnte seine Schauspielerkollegen: «Ihr seid unfähig, die Öffentlichkeit über irgendetwas zu belehren [...] Die meisten von euch haben weniger Zeit in der Schule verbracht als Greta Thunberg.» Und sie haben dabei ihre Lektionen nicht gelernt. Amy Holmes

Wenn sich Wähler betrogen fühlen

Zuerst tanzte er mit den Rechtsnationalen. Jetzt schliesst er mit den Ökos den Bund: Sebastian Kurz krönt sich dank der Koalition mit den Grünen erneut als Österreichs Bundeskanzler. Was treibt den geschmeidigen Jungstar? Die Antwort ist erstaunlich banal. *Von Andreas Unterberger*

Sebastian Kurz, Österreichs neu-alter Bundeskanzler, kann sich sonnen. Er hat etwas gemacht, was ihm von Berlin bis Brüssel und quer durch die Medienlandschaft lauten Beifall bringt: Er hat die als rechtspopulistisch geltenden Freiheitlichen aus der Regierung geworfen und die weit links stehenden Grünen hereingeholt.

Dass ein grosser Teil seiner Wähler das mit blankem Unverständnis sieht, scheint ihn nur wenig zu stören. Zwar kann er diesen Unmut noch dämpfen, indem er rund um die Uhr seine Volkspartei als Siegerin der langen Koalitionsverhandlungen darstellt. Das sehen zwar auch viele linke Mainstream-Medien so, die es am liebsten hätten, wenn sich die grüne 14-Prozent-Partei in allen Punkten gegen die 38 Prozent der ÖVP durchgesetzt hätte.

Faktum ist aber die Ankündigung vieler ökologischer Schikanen für Bürger und Industrie, mit denen Österreich die grün gewordene EU noch übertreffen will. Faktum sind die demokratiegefährdenden Attacken auf die bisherige Regierungspartei FPÖ, der unter der bei den Grünen üblichen Beschimpfung «Rechtsextremismus» im neuen Regierungsprogramm rund zehnmal der Kampf angesagt wird. Linksextremismus wird hingegen völlig ignoriert.

Kurz verlässt mit dieser Koalition total seinen Erfolgsweg der letzten drei Jahre. Er hat noch im September mit triumphalen 38 Prozent die ÖVP-Stimmen binnen drei Jahren verdoppelt. Das ist zweifellos ein sensationeller Erfolg des 33-Jährigen. Er hat diesen Erfolg aber nicht seiner Person, seinem netten und höflichen Auftreten, sondern einem inhaltlichen Politikwechsel zu danken: Er führte die ÖVP auf deutlich migrationskritischen Kurs und gab sich wertkonservativ; er beendete vorzeitig die lähmende Koalition mit der SPÖ und ersetzte diese durch die FPÖ.

Fast die Hälfte seiner Wähler hat ihn nur wegen dieses Kurswechsels gewählt. Viele Wertkonservative, viele Migrations- und Islamkritiker waren vor Kurz eigentlich schon von der ÖVP zu der als rechtspopulistisch bezeichneten FPÖ gewechselt.

Und nun das: Jetzt warf er ausgerechnet die FPÖ aus der Regierung und wechselt ausge-

rechnet zu den Grünen, den grössten Fans der illegalen «Flüchtlings»-Migration, den grössten Feinden einer freien Marktwirtschaft. Diese haben auch sofort angekündigt, all jene linken Positionen in täglichem Grabenkampf durchsetzen zu wollen, die nicht schon in den offiziellen Koalitionsvereinbarungen stehen. Und selbst über diese sind, kaum dass sie unterzeichnet waren, massive öffentliche Dif-



Eigene Pläne: Bundeskanzler Kurz (l.), Grünen-Chef Kogler.

ferenzen ausgebrochen: Werden neue Abfänger angeschafft? Kommt die Sicherungshaft für Gefährder?

Vom Saulus zum Paulus

Das Verhalten des ÖVP-Obmanns kann nur als tollkühn bezeichnet werden. Aber er war es offensichtlich leid – vom grünen Bundespräsidenten über die deutsche Bundeskanzlerin bis zur EU-Kommission – wegen der Rechtsregierung verachtet zu werden.

Der Grossteil seiner Wähler ist jedoch ganz anders motiviert. Sie haben sich auch nach dem Ibiza-Skandal (FPÖ-Obmann HC Strache wurde auf Ibiza 2017 geheim bei üblen Aussagen gefilmt, die ihn als extrem korruptionslüstern zeigen) und dem sofortigen Rücktritt Straches

zu gewaltigen 94 Prozent positiv über Schwarz-Blau ausgesprochen. Und es sprachen sich auch deutlich mehr für eine künftige Koalition mit der FPÖ aus als für eine solche mit den Grünen.

Kurz hat das Gegenteil von dem getan, was seine Wähler wollten. Er kann für seinen Linksschwenk nur eine einzige Erklärung anführen: Die Freiheitlichen haben am Wahlabend gesagt, ihr Absturz von 26 auf 16 Prozent wäre kein «Wählerauftrag», zu regieren. Ganz abgesehen davon, dass die Grünen nur 14 Prozent errungen haben, also eigentlich noch weniger Wählerauftrag haben, hat die neue FPÖ-Führung diese dumme Formulierung nach wenigen Tagen wieder zurückgezogen.

Kurz jedoch zitiert sie seither ständig, um sich zu rechtfertigen. Sein Schwenk entsprang aber eindeutig eigenen Plänen, die er jedoch vor den Wahlen geheim gehalten hatte. Für diese ist keine andere Erklärung erkennbar als das Interesse von Kurz, im EU-Mainstream Liebkind zu werden. So hat er auch etwa seinem einstigen Freund Viktor Orbán den Rücken gekehrt.

Dabei hat Kurz selbst behauptet, sachlich zu 90 Prozent mit der FPÖ übereinzustimmen. Die ÖVP war auch keineswegs vom Greta-Fieber der grünen Klimahysterie gepackt, sondern versucht vielmehr, die Wirtschaft vor den radikalsten Forderungen der Grünen zu schützen.

Auch in der von ihm als zentral erklärten Migrationsfrage hat Kurz schon eine Niederlage erlitten: Die Grünen weigern sich, Abstrichen bei der hohen und wie ein Magnet auf «Flüchtlings» wirkenden Mindestsicherung zuzustimmen.

Sebastian Kurz wird es sicher eine Zeitlang geniessen können, dass er für die politmediale Klasse Europas vom Saulus zum Paulus geworden ist. Das ist ihm offenbar wert, künftig auf einen ordentlichen Teil seiner Wähler zu verzichten, von denen sich viele schlicht betrogen fühlen. Hat Kurz ihnen doch vor der Wahl ständig eine «ordentliche Mitte-rechts-Politik» versprochen.

Andreas Unterberger war vierzehn Jahre lang Chefredaktor von *Presse beziehungsweise Wiener Zeitung*. Er schreibt unter www.andreas-unterberger.at sein «nicht ganz unpolitisches Tagebuch», einen hochbeachteten Blog in Österreich.



Bei vollem Schub: Schweizer Schauspielerin Spale.



Ikone der Woche

Mimen-Künstlerin

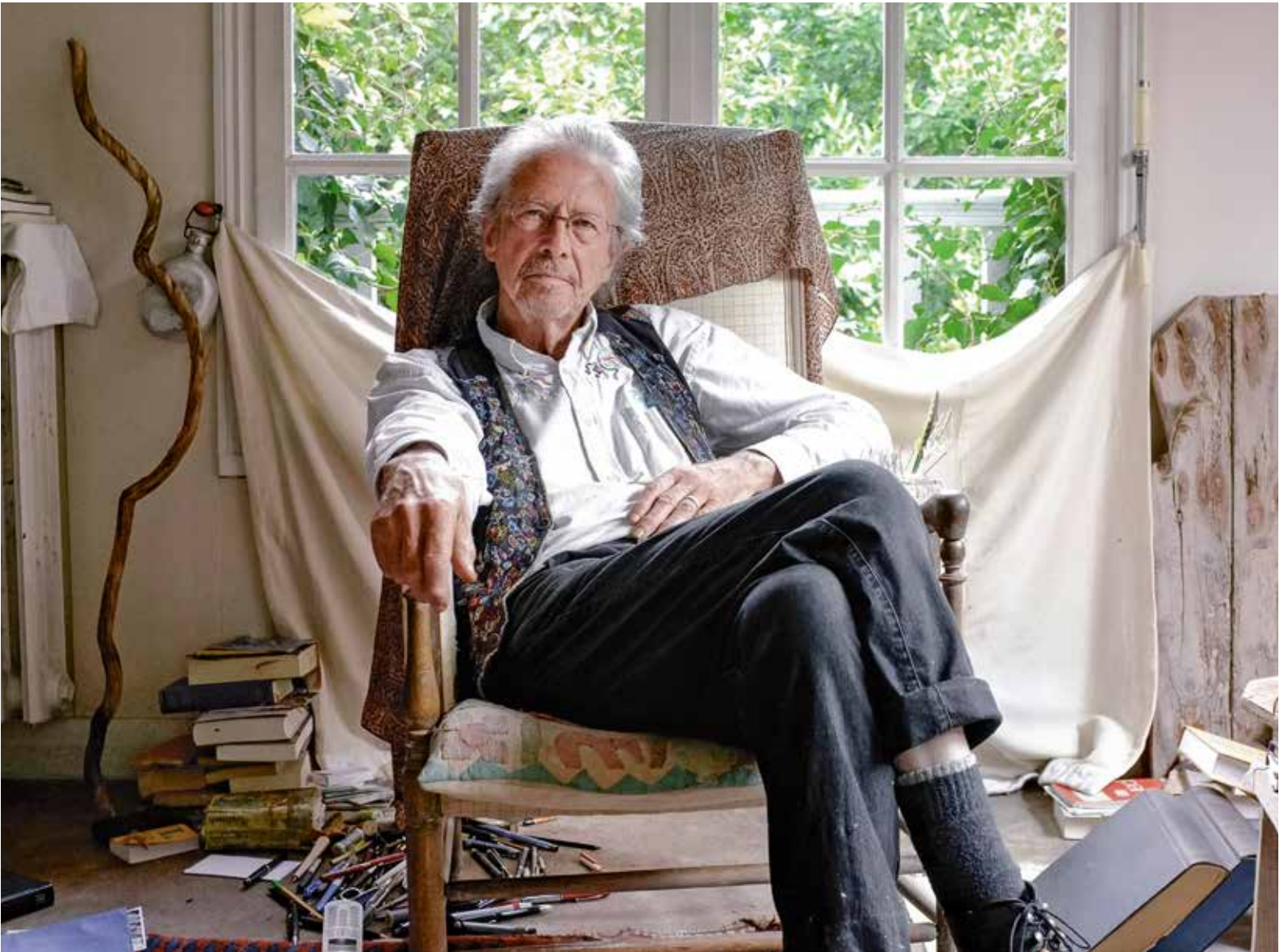
Von Wolfram Knorr

Hierzulande gab es das bislang nicht: eine Schauspielerin, die es wagt, tief in die schattigen Schluchten eines geschädigten Bewusstseins vorzudringen. Da mag man sich an jene erinnern, die einst vom Lee-Strasberg-Meissel bearbeitet wurden. An jene weiblichen Heroen, die aus dem Testosteron-Method-Acting-Schatten von Marlon Brando und Co. nie so richtig raus und ins Rampenlicht kamen. An Shelley Winters etwa; ihre Mimenkunst hatte trotzdem Sprengkraft. Aber das war das gute alte Hollywood. MeToo hat Gott sei Dank einiges geändert, aber die Athleten-Schürfgebiete der Seelen-Claims bleiben mehrheitlich in den USA.

Und auf einmal gibt es eine solche Mimin auch in der Schweiz? Im Heidi-Globi-Schellen-Ursli-Papa-Moll-Gehege? Die Baslerin Sarah Spale, die nie so richtig auffiel, Nebenrollen absolvierte und neben Jeremy Irons 2013 in «Night Train to Lisbon» zu sehen war? Dort entdeckte sie wohl auch Regisseur Pierre Monnard und engagierte sie für seine TV-Serie «Wilder». Die zweite Staffel mit ihr als stachelige Polizistin Rosa Wilder ist jetzt gestartet. Spale, dieses unscheinbar wirkende rigorose Gegenteil der Kuscheligkeit, entpuppt sich als vitales Triebwerk besonders in «Platzspitzbaby», wo sie bei vollem Schub als Heroinsüchtige ihre wohl waghalsigste Rolle spielt.

Auch hier führte Pierre Monnard Regie. Sarah Spale riskiert als haltlose Mutter eines zehnjährigen Mädchens den Sprung in die Gosse der Charakterlabilität, indem sie weder ihre Gefühle noch ihr physisches Selbstbild in den Griff bekommt und ihr Kind in Gefühlsturbulenzen treibt, aus denen sie nur mit fremder Hilfe herauskommt. Das Zugedröhnte, Zugekiffte ist nur scheinbar ein leichtes Spiel für Schauspieler, die meinen, mit dramatischen Gesten und gleicher wilder Mimik emotionale Haltlosigkeit in den Griff zu bekommen. Das Ergebnis ist grimmiger, heillosere Kitsch. Sarah Spale ist davon weit entfernt. Die Mutter zweier Kinder weiss, was es heisst, mit den Gefühlen eines Kindes zu spielen. In ihrer Rolle als psychisch schwer lädierte Dröglarin laviert sie beeindruckend zwischen weinerlicher Mutter und eiskalter Zynikerin, zwischen greinendem Kind, das um die Liebe der Tochter bettelt, und Sadistin, die jeden ausnutzt, besonders die eigene Tochter. Mit Sarah Spale hat der Schweizer Film eine grosse Charaktermimin. Es ist zu hoffen, dass ihr bedingungslose und extreme Rollen auf diesem Niveau nicht genommen werden.

Die zweite Staffel der Serie «Wilder» läuft seit dieser Woche auf SRF; der Spielfilm «Platzspitzbaby», ebenfalls mit Sarah Spale, kommt am 16. Januar ins Kino.



Unnachgiebig: Literaturnobelpreisträger Handke.

Autoren

Dank des Dichters

Die Vergabe des Nobelpreises an Peter Handke sorgte für einen Sturm im Literaturbetrieb. Vor einiger Zeit durfte ich den überragenden Wortkünstler bei der Übersetzung des «Ödipus in Kolonos» beraten. Wie reagierte er auf meine Kritik? *Von Kurt Steinmann*

Jeder Autor schärft seine Ausdruckskraft, wenn er übersetzt. Peter Handke übersetzte aus dem Französischen (Marguerite Duras, Jean Genet, Patrick Modiano), aus dem Englischen (William Shakespeare), aus dem Slowenischen und aus dem Altgriechischen. Auf den «Prometheus, gefesselt» des Aischylos (1986) folgte der «Ödipus in [sic] Kolonos» des Sophokles (2003) und die «Helena» des Euripides (2010). 1996 hatte ich für den Reclam-Verlag den «Ödipus auf Kolonos», das letzte und mit 1779 Versen längste Werk des Sophokles, übersetzt, mehr Mysterienspiel als Tragödie. Hans Erni hat meine Übertragung kongenial illustriert. Peter Handke schrieb mir am 20. November 2002 eine freundliche Karte dieses Inhalts: «Lie-

ber Herr Kurt Steinmann, vom Suhrkamp-Verlag werden Sie meine Übersetzung des «Ödipus in Kolonos» erhalten. Fühlen Sie sich bitte zu nichts verpflichtet. Aber wenn Sie lesen wollen – und ich würde mich über ein Zeichen freuen. Wie Sie sehen werden, versuche ich wörtlich-bildlich zu werden oder zu sein. Gewaltige grolend-stotternd-balladeske griechische Sprache. Alles Gute, Peter Handke.»

Heikles Feld

Am 28. November antwortete ich dem Dichter, dessen Werk ich seit vielen Jahren aufmerksam verfolgt hatte, folgendermassen: «[...] Ihre Anfrage ehrt mich und bringt mich zugleich in Verlegenheit, da ich bei jeder Zeile

Ihre Fassung der meinigen entgegenstellen und bewerten müsste, was mir nicht zusteht. Darf ich nur Folgendes sagen: Die Stärke Ihrer Übertragung liegt im grösstmöglichen Ernstnehmen des griechischen Logos, im Abhören verborgener Bedeutungen und im Aufspüren des ursprünglichen Wortsinns, was im Deutschen unerhört starke Wortbilder ergibt. Sie haben, anders als ich, auf die Wiedergabe des jambischen Trimeters zugunsten schön fließender Rhythmen verzichtet, was Ihnen die Prägung solch nie gehörter Wortzusammensetzungen erlaubte, wie «Lebensmittellosen Streuner» (747), «Landstreicherinnenlebenswandel» (751), «Mauschelmechaniken» (762), «sklerotischer Säusler» (774).

Darf ich Ihnen aber auch meine Bedenken mitteilen – ich komme jetzt eben gleichwohl zu dieser Art Apologie, die ich vermeiden wollte. Im Stil Hohes steht neben sprachlich Alltäglichem: *prospolos* (748) als «Fräulein» fällt ab, dazu ist *dysmors* (749) mit «die Dysharmonische» wohl nicht richtig getroffen (ich habe den Ausdruck mit «diese Unglücksfrau» übertragen); «ohne Aussicht auf Verhelichung» (752) ent-

«Es liegt mir fern, Sie, hochgeschätzter Herr Handke, mit Schulmeistereien zu belästigen.»

spricht nicht *empeiros* («nicht der Ehe kundig»); «heim ins Reich» (757), zumal ja von «Reich» nichts steht, könnte in Österreich zu Missverständnissen führen; «indem du/der Polis hier lieb Ade sagst» (758/9) für *philos eipon* ist zu niedrig, und mit der «sklerotische Säusler» (774) gelingt Ihnen zwar ein verblüffender Ausdruck, aber er verfehlt das im Ausgangstext Gemeinte; er schreibt Kreon eine Sklerose zu, wohingegen Ödipus ihm vorwirft, er verbräme die brutale Wirklichkeit.

Ausdrücke aus dem Englischen würde ich weglassen, die griechischen Interjektionen, immer ein heikles Feld, würde ich belassen, «Herrje» (140) wirkt bieder; «Auf, ihr süßen Sprösslinge des archaischen Schattens» (106) (statt: «Wohlan, ihr holden Töchter ihr uralter Nacht») erinnert an den Schattenwurf archaischer Kunst. «Bevor du mehr weisst» (36) ist unrichtig (*historein*: forschen, fragen); «grabreich» (157) für «grasreich» scheint ein Druckfehler zu sein [in der gedruckten Fassung korrigiert].

Es liegt mir fern, Sie, hochgeschätzter Herr Handke, mit Schulmeistereien zu belästigen. Allerdings sind Übersetzungen immer am einzelnen Beispiel abzuhandeln, Theorien sind wenig fruchtbar.»

Und wie hat Handke reagiert? Er hat mir in einer Notiz in der wunderschön gedruckten Suhrkamp-Ausgabe gedankt: «Einen grossen Dank für das Durchsehen der Übersetzung an Kurt Steinmann.» Und in einer weiteren Karte vom Januar 2003 dankte er mir für meine «Notizen» und wies darauf hin, dass er die englischen Einschiebsel schon vorher entfernt habe. Im Übrigen hat er meine Kritikpunkte in der gedruckten Fassung nicht berücksichtigt.

Charakterliches Grundmuster des Trotzes

Und wie werte ich heute die Reaktion Handkes? Trotz offensichtlicher und von mir belegter Mängel und Fehlleistungen (ich traf nur eine Auswahl) seiner Übersetzung weicht er kein Iota von seiner einmal gewählten Fassung ab. Zeigt sich darin ein Charaktermerkmal des Wortkünstlers im Sinne von: «Was die anderen sagen, schert mich nicht»; «Sit pro ratione

voluntas» («Statt vernünftigen Grundes gelte mein Wille!»)? Und setzt sich dieses charakterliche Grundmuster des Trotzes und der Unnachgiebigkeit nicht bis heute fort in seiner Vita? Handke ist jemand, dem es Bedürfnis ist, gegen den Strom der herrschenden Meinung zu schwimmen.

Heute beurteile ich seine Übersetzung viel kritischer. Durchgehend wirkt ein exzessiver Wille zur Originalität im deutschen Ausdruck. Der Dichter triumphiert über den Übersetzer, der Dienst am Werk tritt massiv zurück hinter der Zurschaustellung seiner dichterischen Potenz.

«Feindliche Westmedien»

Gewiss bleibt aber auch: Handke ist ein überragender Wortkünstler, der den Preis, gemessen an rein literarischen Kriterien (und nur die sollten gelten), in höchstem Mass verdient. Und diejenigen, die jetzt verbal auf den Laureaten eindreschen, frage ich: Was haben sie von Handkes reichem Werk gelesen und verstanden? Und kennen sie die Beweggründe seiner Anwaltschaft für Serbien? Und was wissen sie über das Motiv seiner Reise an Milosevics Grab? «Mein Hauptbedürfnis jedenfalls für die Grabreise: Zeuge sein. Zeuge weder im Sinn der Anklage noch im Sinn der Verteidigung.» Zur Reise bewogen ihn die durchweg «feindlichen, nach dem Tod Milosevics noch verstärkt feindlichen Westmedien», deren «nicht bloss unwahre, sondern schamlose Sprache. [...] Es hat mich gedrängt, eine, nein, die andere Sprache vernehmen zu lassen, nicht etwa aus Loyalität zu Slobodan Milosevic, sondern aus Loyalität eben zu jener anderen, der nicht journalistischen, der nicht herrschenden Sprache.»

Diese Rechtfertigung schrieb Handke im März 2006 (man findet sie im Netz). Ob sie zu akzeptieren ist oder nicht – ich erlaube mir da kein Urteil –, ist dem Ermessen jedes Einzelnen überlassen. Aber ehe man in den Chor der Scharfrichter einstimmt, sollte man seine Erklärung mindestens zur Kenntnis nehmen. Und auch seinen Satz von 2006: «Es handelt sich bei Srebrenica um das schlimmste Verbrechen gegen die Menschlichkeit, das in Europa nach dem Krieg begangen wurde.»



Kurt Steinmann ist Altphilologe und Autor zahlreicher Übersetzungen antiker Autoren. 2019 wurde er für seine Leistungen mit dem Johann-Heinrich-Voss-Preis ausgezeichnet.

Jazz

The warm sound of Peter Schärli

Von Peter Rüedi

Das ein guter Vorsatz nicht umzusetzen ist, spricht nicht gegen den, der ihn ausspricht. Grosse Zielsetzungen nehmen sich oft naiv aus. Jedenfalls die, welche der Trompeter Peter Schärli, geboren 1955 im Innerschweizer Dorf Schötz und mit viel Talent und Beharrlichkeit zu diskretem weltweitem Ansehen in der Jazzgemeinde gelangt, auf seiner Website zur jüngsten CD «Peace Now!» wagt: «Musik kann die Welt verändern, man muss ihr nur zuhören.» Sein Wort in Gottes Ohr. Es hat bei diesem ebenso eigenwilligen wie vielseitigen Musiker, der sich im Lauf seiner Karriere in vielen Temperaturzonen bewegt hat, *out of the cool and into the hot*, auch eine ästhetische Logik. *Running mild, running wild*. Schärli ist seit je ein warmer, pathetisch gesagt: ein «beseelter» Trompeter, der mich in Klang und Phrasierung immer ein wenig an den leider fast vergessenen Johnny Coles erinnert. Seine Vorliebe für brasilianische Musik und vokalen Jazz ist da nur folgerichtig.

Zu Schärli's Charakter und Temperament gehört, dass er seine Bands nicht wechselt wie das Hemd, seine humane Musik ist auf ein stimmiges Binnenklima angewiesen, auf ein vertrautes Ambiente, und so ist die neue Besetzung von «Peace Now!» nur auf den ersten Blick überraschend. Auf den zweiten allerdings einleuchtend. Auch hier versammelt er Vertraute und Wahlverwandte. Mit dem Posaunisten Jean-Jacques Pedretti, dem Bassisten Christian Weber und dem Drummer Norbert Pfammatter, alle eminenten Potenzen beidseits der Grenzlinie zwischen freier und gebundener Improvisation, zwischen «in 'n out», hat Schärli in anderen Zusammenhängen zusammengearbeitet. Die Hörner komplettiert die Berliner Saxophonistin Silke Eberhard auf dem Alto. Die Kompositionen (alle Erfindungen des Trompeters) setzen schöne Chöre und Unisoni, lassen aber viel Raum für improvisatorische Ausflüge und gelegentliche Passagen von kalkulierte Chaos. Wunderbar lebendige Musik, durchdacht und frei.

Die verändert vielleicht nicht die Welt. Sie lässt sie uns aber für eine Weile ertragen, was doch auch schon allerhand ist.



Peter Schärli (feat. Silke Eberhard, Jean-Jacques Pedretti, Christian Weber, Norbert Pfammatter): Peace Now! Enja-9773

Warum Feminismus gut für Männer ist

Solange Männer ihre sogenannten weiblichen Talente und Qualitäten nicht erkennen, können sie sich nicht zu ganzheitlichen Menschen ausbilden. Die Folgen sind verheerend: für die Gesellschaft, aber auch für jeden Einzelnen. *Von Jens van Tricht*

Neue Männer braucht das Land.
Ina Deter

Es ist eigentlich komisch, dass ich einen Artikel unter diesem Motto schreibe, ich, ein weisser, heterosexueller Cis-Mann* mittleren Alters, der alle Privilegien repräsentiert, die vom intersektionalen Feminismus** kritisiert und dekonstruiert werden. Gleichzeitig ist nichts mehr selbstverständlich in meinem Leben und in dieser Welt. Ich will deshalb erklären, weshalb Feminismus wichtig ist – für alle Menschen, auch für einen Mann wie mich.

Ich war neunzehn, Idealist und Revolutionär, als ich erstmals mit Geschichten von Gewalt gegen Frauen in allen möglichen Formen konfrontiert wurde. Gerade weg aus meiner provinziellen Heimatstadt, aus der geschützten Umgebung meiner Mittelklassefamilie, wohnte, lebte und arbeitete ich plötzlich mit Frauen, liebte Frauen, die schreckliche Sachen erlebt hatten. Es waren Geschichten, die ich mir kaum vorstellen konnte und die niemand in seinem Leben erleben sollte: Beziehungsgewalt, Familiengewalt, Kindesmisshandlung, sexuelle Gewalt, Inzest...

Die Pein, die Verletzung, die Beschädigung – sie waren so anwesend, so greifbar und haben mich im Innersten berührt. Sie waren zu gleicher Zeit unwirklich, unbegreiflich und schienen mir aus einer anderen Welt zu kommen. Damals dachte ich, es handle sich um Ausnahmen, Exzesse in einer eigentlich friedlichen Umgebung, um extreme Situationen, die zum Glück fast nie auftreten.

Dann wurde ich vom Feminismus berührt. Natürlich war der Feminismus schon vorher da, spätestens seit dem Internationalen Jahr der Frau von 1975, als sogar meine Mutter und ihre Freundin provokative Witze gemacht haben. Aber ich hatte nie das Gefühl, dass das auch etwas mit mir zu tun haben könnte.

Das Persönliche ist politisch

Als Hausbesetzer bei den Autonomen, Ende der 1980er Jahre in Amsterdam, kämpften wir gegen alles mögliche Unrecht in der Welt. Wir bemühten uns, in Räumen, die vorher leerstanden waren alternative Arten des Zusammenlebens, Liebens und Arbeitens zu entwickeln. 1990 besetzten wir, vier Frauen, zwei Männer, ein ehemaliges Krankenhaus. Von Anfang an waren Feminismus, Emanzipation, Geschlechtergleichheit, Sexismus, Männerdominanz, Sozialisation, Gewalt und so



Fass voller Möglichkeiten.

weiter Teil unserer alltäglichen Gespräche. Es gab bei uns Frauengruppen und Männergruppen, wir experimentierten mit Rollenwechseln, im Haushalt, in der Bauarbeit, in unserer politischen Arbeit.

Dabei lernte ich, dass Feminismus auch mich etwas angeht. Dass die meisten politischen Anliegen, für die wir kämpften, mit Männern und Männlichkeit zu tun haben; dass die meisten sozialen und politischen Probleme von Männern verursacht werden; dass sie oft zu tun haben mit falschen Ideen von Männern und Männlichkeit und/oder Frauen und Weiblichkeit und dass, wenn wir etwas ändern wollen, wir uns selbst ändern sollten – und können!

Kurz: Ich lernte, dass das Politische persönlich ist und das Persönliche politisch. Wir können uns nur um eine bessere Welt kümmern, wenn wir uns selbst verbessern.

In dieser Zeit verliebte ich mich in eine Deutsche, die gerade in die Niederlande gekommen

war und hier ein neues Leben aufbauen wollte. Sie reagierte sensibel auf Unrecht, wies mich dauernd auf meine Privilegien hin, bot mir die Chance, mich wirklich in den Feminismus zu vertiefen. Ich nahm die Chance gerne wahr, obwohl es nie einfach war.

Es war eine intersektionale Beziehung, obwohl ich das Wort anfangs nicht kannte. Sie war eine Frau, ich ein Mann. Ich war körperlich grösser als sie. Sie war die jüngste Tochter ihrer Familie, ich der älteste Sohn – der Kronprinz. Sie kam vom Bauernhof, ich aus der oberen Mittelklasse. Sie stammte aus dem Ausland, sprach kein Niederländisch, hatte keine niederländische Nationalität, was damals, vor Schengen, bedeutete, dass ihr viele Rechte fehlten. Ich hatte das Gymnasium abgeschlossen, sie nicht. Sie hatte keine Einkünfte, keine Krankenversicherung, ich schon. Ich war in vielerlei Hinsicht privilegiert, sie marginalisiert. Ich habe das gewusst und es ernst genommen. Weil es ernst

war. Weil ich lernen wollte. Weil ich Teil der Lösung werden wollte.

Diese Zeit, die Wohngemeinschaft, die Beziehung, die Selbstuntersuchung, die Vorwürfe, die Entdeckungen, die Experimente, die Gespräche – dies alles hat mir viel gebracht und gegeben. Viele Antworten – und noch mehr Fragen. Heute, fast dreissig Jahre später, beschäftige ich mich noch immer damit und glaube mehr denn je, dass es wichtig für Männer ist, diese spannende Herausforderung anzunehmen. Warum? Weil wir den Feminismus brauchen. Weil wir damit mehr Mensch sein können, als es uns die traditionelle Männlichkeit oft erlaubt.

Wir werden vorsortiert

Eigentlich sind wir alle ein Fass voller Möglichkeiten. Aber leider entscheidet die Gesellschaft schon vor unserer Geburt, dass wir nicht einfach Menschen sein werden, sondern als Junge oder Mädchen geboren werden. Wir werden vorsortiert, nach Blau und Rosa, nach männlich und weiblich. Jungen lernen, dass sie nicht weiblich sein dürfen, Mädchen lernen, dass sie nicht männlich sein dürfen. Wir lernen also, dass wir die Hälfte unserer Menschlichkeit, die Hälfte unserer Qualitäten und Talente ignorieren, ablehnen und unterdrücken sollen. Und nicht nur das: Wir lernen auch, dass wir die andere Hälfte – bei Jungen die sogenannte Männlichkeit, bei Mädchen die sogenannte Weiblichkeit – ausstellen, am besten stark übertreiben sollen, damit es wirklich kein Missverständnis geben kann über unsere Rolle in der Welt. Und hier liegt das Problem.

Sexismus, Dominanz, Gewalt, Armut, Ausbeutung, Klima, Süchtigkeit, Depression, Sexualisierung – dank der Frauenbewegung wissen wir längst, dass dies alles mit der gesellschaftlichen Position der Mädchen und Frauen zusammenhängt, mit gesellschaftlichen Vorstellungen von Weiblichkeit. Dasselbe gilt für Jungen, Männer und Männlichkeit. All diese Probleme hängen mit der Art und Weise zusammen, wie wir Jungen nach einem Männlichkeitsideal zum Mann erziehen und Mädchen mit Weiblichkeitsidealen zu Frauen.

Die Frauenbewegung hat viel erreicht. Frauen haben sich Zugang zu traditionell männlichen Machtdomänen erkämpft. Sie haben ihre sogenannt männlichen Qualitäten und Talente entdeckt, diese entwickelt und eingesetzt. Sie sind Mensch geworden.

Jetzt sind die Männer dran. Sie brauchen es. Die Welt braucht es. Wir brauchen Menschen mit menschlichen Qualitäten und Talenten, die uns weiterbringen. Wir können und müssen nicht zurück in die 1950er oder 1920er Jahre. Wir müssen vorwärtsgehen, dabei aber zurückschauen und von der Geschichte lernen.



Autor van Tricht.

Ich sage oder schreibe oder tue eigentlich nichts Neues. Dies ist alles schon so oft gesagt worden, von Frauen und auch von Männern. Aber anscheinend ist jetzt die Zeit wirklich reif.

Menschlichkeit beginnt mit Mitgefühl

Ich muss noch mal kurz zurück in meine Geschichte. Natürlich war ich privilegiert, natürlich war ich mir meiner Position in dieser Welt nicht bewusst, natürlich hatte ich keine Ahnung, wie meine Privilegien meine Position beeinflussten. Gleichzeitig hatte ich es auch nicht nur einfach. Ich erlebte Schmerz und Unrecht, fühlte mich einsam, war depressiv und wollte nicht mehr leben, verlor mich mehrere Jahre lang an Drogen und Alkohol, kämpfte mit Polizei und Faschisten, wurde verprügelt, ausgeraubt, festge-

nommen. Ich habe viel Blödes gemacht.

Lange dachte ich, das gehört einfach dazu – zum Leben, zu meinem Leben. Doch Schritt für Schritt entdeckte ich, dass nicht nur die gesellschaftlichen und politischen Probleme, die mich beschäftigten, mit Sexismus und Sozialisation zu tun haben, sondern auch die persönlichen Probleme, die mir zu schaffen machten. Es hat lange gedauert, bis ich sanft genug zu mir sein konnte, um zu erkennen, dass ich nicht unverletzlich und ewig stark bin oder sein muss, dass ich nicht einfach alles ertragen und akzeptieren muss, nur weil ich ein Mann bin.

Mein Feminismus hat angefangen mit Empörung und Wut gegen das Unrecht, dem Frauen ausgesetzt sind. Später wurde es zu meiner Lebensaufgabe, Männer für den Feminismus zu sensibilisieren. Inzwischen weiss ich, dass ich Mitgefühl brauche: Mitgefühl für mich selbst, für andere Männer, für Frauen natürlich, für Kinder. Aber zunächst einmal für mich selbst. Menschlichkeit beginnt mit Mitgefühl. Ich musste lernen, meine eigene Menschlichkeit zu akzeptieren.

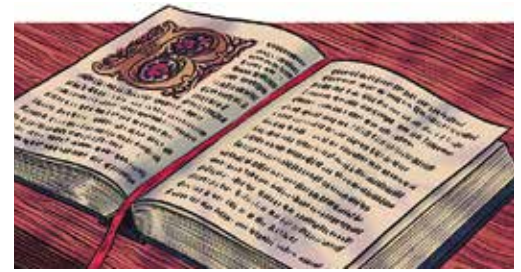
Wir sind alle verletzt und beschädigt. Feminismus gibt uns die Chance, uns zu heilen. «Wann ist ein Mann ein Mann?» (Herbert Grönemeyer). Wann ist ein Mann ein Mensch?

*Cis-Mann: Mann, dem bei Geburt das männliche Geschlecht zugewiesen wurde und der sich auch als Mann versteht.

**Intersektionaler Feminismus: Feminismus, der nicht nur Benachteiligungen nach dem Geschlecht berücksichtigt, sondern auch nach anderen Kriterien wie Herkunft oder soziale Stellung.



Jens van Tricht: Warum Feminismus gut für Männer ist. Ch. Links Verlag. 176 S., Fr. 28.90



Die Bibel

Antisemitisch links

Von Peter Ruch

Nichts, was von aussen in den Menschen hineingeht, kann ihn unrein machen, sondern was aus dem Menschen herauskommt, das ist es, was den Menschen unrein macht (Markus 7,15). – Dieser Satz Jesu bezieht sich auf die Juden. Die Pharisäer beanstandeten, dass die Jünger die Reinigungsvorschriften nicht eingehalten hatten. Ich müsste allerdings ein plumper Fundamentalist sein, wenn ich den Satz unverändert auf die Juden bezöge. Er zielt vielmehr auf Menschen, die sich für unbefleckt halten und der Abgrenzung gegen alles, was sie verunreinigen könnte – auch gegen andersdenkende Menschen –, ihr grösstes Augenmerk schenken. Das muss nicht mit Göttern zu tun haben. Auch Meinungen und Weltanschauungen können zur Religion werden. Dabei ergeben sich oft menschenfeindliche Nebenwirkungen, wie bei den Pharisäern zur Zeit Jesu.

In diese Falle ist nun die britische Labour-Partei getappt. Ihre Führung betrachtet die Geschichte als Geschichte von Klassenkämpfen. Sie teilt die Welt in Unterdrückte und Unterdrückte ein. In Reine und Unreine. Dieses marxistische Geschichtsbild war ein hilfreicher Schlüssel zum Verständnis des 19. Jahrhunderts. Seit spätestens 1917 passt er in kein Loch mehr. Zu den Unreinen in Jeremy Corbyns Gedankenwelt gehören die Kapitalisten, die Geschäftemacher und die Juden. Hier wurzelt der linke Antisemitismus. Er ist nicht neu. Vor fünfzig Jahren wies der Schriftsteller Jean Améry darauf hin, dass die Linken dieses Denkmuster auf Israel und die Palästinenser übertragen. Mit «Zionismus» meinten sie etwa das Gleiche wie die Nazis mit «Weltjudentum». Und ich erinnere mich, dass zu meiner Studienzeit der Studentenreisedienst SSR alle Destinationen anbot – nur nicht Israel.

Die jüdische Publizistin Juliet Samuel gab nach den Unterhauswahlen ihrer Freude im *Daily Telegraph* unverhohlenen Ausdruck. Dabei ging es ihr weder um rechts oder links noch um den Brexit. Es gibt ehrenwerte Linke, und beim Brexit können anständige Menschen dagegen oder dafür sein. Beim Antisemitismus nicht.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Fiebriges Ambiente: «Les Misérables».

Kino

Überall nur schlechte Gärtner

Victor Hugos «Les Misérables», mehrfach verfilmt und vertont, stand Pate beim gleichnamigen Film über Polizeiwillkür in den Banlieues.

Von Wolfram Knorr

Bei einer Routinetour durch Montfermeil, einen sozialen Brennpunkt der Pariser Banlieue, wird Neuling Stéphane Ruiz (Damien Bonnard), der im Fond des Wagens sitzt, von Teamleiter Chris (Alexis Manenti) auf die Treffpunkte ethnischer Gruppen hingewiesen. Bei der Schule Victor Hugo erläutert er, warum sie den Namen trägt, und Stéphane ergänzt: «Na klar, weil er hier «Les Misérables» geschrieben hat. Hat sich ja auch kaum was verändert.» Mit Gwada (Djibril Zonga) am Steuer streift das Trio der Antiverbrechenseinheit durchs Getto, eine Reste-Welt, von der Metropole galaxienweit entfernt. Nur bei Aufständen wird diese daran erinnert, dass Montfermeil sehr nahe ist.

Chris und Gwada benehmen sich im urbanen Wildwuchs wie Zugehörige, drangsalierten und drohen, filzen Teenie-Cliquen grundlos nach Drogen und blaffen herum, um den Bewohnern der heruntergekommenen Plattenbauten, gestrandeten, arbeitslosen, aggressiven Immigranten, zu demonstrieren, wer hier das Sagen hat. Neuling Stéphane, der sich wegen seiner Scheidung versetzen liess, reagiert verstört auf die hemdsärmelige Ruppigkeit der Kollegen. Gleich beim ersten Einsatz zeigt er sich ungehalten wegen Chris' Rassismusaussäulen, versucht, die Gemüter zu beschwichtigen, und versaut nur den «Teamgeist» – und schon ist Stéphane mitten drin in einem Teufelskreis.

«Les misérables» ist das mit Laien besetzte semi-dokumentarische Erstlingswerk von Ladj Ly, dessen Eltern 1980 von Mali nach Frankreich immigrierten und der mit zwölf Geschwistern in Montfermeil aufwuchs. Er gilt in Frankreich als neues Talent. Tatsächlich besticht Lys Debüt mit zupackendem Realismus, dichter Atmosphäre, genauen Beobachtungen und suggestiven Draufzu-Szenen. Fiebrig das Ambiente von Islamisten, Dealern, Pennern, Krakeelern, herumstromernden Kids, schillernd die Schattierungen. Die Story gleicht einer atemlosen Hatz von drei Cops durch vermintes Gelände – bis sie auf eine Mine treten. Ein Kid klagt ein Löwenbaby aus dem Zigeuner-Zoo, die Betreiber drohen dem selbsternannten schwarzen Bürgermeister des Quartiers mit Mord und Totschlag, das Cop-Trio versucht eine Deeskalation, sucht panisch den Dieb, findet ihn – und Gwada gerät mit einer Leuchtpistole ausser Kontrolle. Eine Drohne, die das Malheur filmte, lässt die Antiverbrechenseinheit die Kontrolle verlieren und die Kids des Quartiers ausser Rand und Band geraten. Der um Nachsicht bemühte Stéphane steht vor seinem Damaskuserlebnis.

«Les misérables» bleibt, neben Stéphane, der durch einen Praxis-Schleudergang gejagt wird, auf der Seite der Opfer. Ladj Ly denunziert aber nicht die heillos überforderten Ordnungshüter. Auf sich gestellt, alleingelassen, sind sie Opfer

und Täter, weder den psychologischen noch sozialen Problemen gewachsen, nur die eigenen Territorien mit den jeweils eigenen Mitteln verteidigend. Eine Tücke der Ästhetik, der Voyeurismus, ist dabei kaum zu umgehen. Die Rituale der Aggression und Gewalt auf beiden Seiten sind «Attraktion» und Schlüssel zum Erfolg solcher Filme. Der «wohlige Schauer» ist der zu bezahlende Preis, will man auf derartige Missstände hinweisen. Hilfsappelle lösen sie sicher nicht aus (wie Stéphane gleich zu Beginn sagt, hat sich seit Hugos Zeit nichts geändert). Neu ist das Konzept nicht, es hat Tradition. Grosses Vorbild ist Luis Buñuels «Los olvidados» (1950); auch Hector Babencos «Pixote» (1981), Mehdi Charefs «Le thé au harem d'Archimède» (1985), Marco Risis «Ragazzi fuori» (1990) und «Gomorra» (Film und Serie) gehören dazu. Aus Hugos Roman «Les Misérables», der sozusagen Pate stand, holte sich Ladj Ly das Motto: «Merkt euch, Freunde! Es gibt weder Unkraut noch schlechte Menschen. Es gibt bloss schlechte Gärtner.» ★★★★★

Weitere Premieren

The Current War — Erfinder Thomas Alva Edison (Benedict Cumberbatch) gelingt in den 1880er Jahren die Elektrifizierung mit dem Gleichstromverfahren, und nun sucht er Kapital für den Bau eines flächendeckenden Stromnetzes. Der Aussenseiter-Tüftler Nikola Tesla (Nicholas Hoult), der sich als Angestellter an-dient, schlägt ihm dagegen Wechselstrom vor, den Edison, zu sehr von sich überzeugt, als zu gefährlich ablehnt. Darauf wechselt Tesla die Seite und geht mit seinem Konzept zu Edisons Konkurrenten George Westinghouse (Michael Shannon). Der greift zu – und das erbitterte Duell zwischen den Systemen beginnt, das Westinghouse gewinnt. Eigentlich hätte der bestens besetzte Film schon 2017 ins Kino gesollt. Sein damaliger Produzent Harvey Weinstein drängte darauf und übernahm den Schnitt, was Regisseur Alfonso Gomez-Rejon («Me and Earl and the Dying Girl») verzweifeln liess. Es folgte der Weinstein-Sturz, aber auch die Nachfolgerechte-Inhaber machten es dem Regisseur nicht leichter. Erst Martin Scorsese, ein alter Freund von Gomez-Rejon, verhinderte kraft seiner Reputation eine überstürzte Auswertung. Die



Duell der Systeme: «The Current War».

definitive Version will aber auch nicht so recht zünden. Sie ist zwar nie langweilig, aber es fehlt an psychologischem Raffinement zwischen Westinghouse und Edison. ★★★☆☆

Les particules — Eine internationale Schule, der Teilchenbeschleuniger Cern, der Allondon, das Grenzland zwischen der Schweiz und Frankreich in Vororten von Genf und zwischen allem vier Freunde, gemeinsam vor der Abschlussprüfung. Sie machen Musik in einer Garage, trinken Alkohol, kaufen Drogen, gehen auf Partys, kabbeln sich, hängen rum, zelten in den Bergen, kommen aus dem Mittelstand und sind ansonsten nichtssagend – bis auf einen: P.A. (Thomas Daloz), den verändert ein Besuch im Teilchenbeschleuniger. Er träumt sich in höhere Sphären der Physik, eine Welt der Teilchen, der Moleküle und elektri-



Beglückende Beschleunigung: «Les particules».

schen Felder. Wer allerdings P.A.s Besuch im Cern und seine sich darauf entfaltende Fantasie für eine beglückende Beschleunigung des Spielfilmerstlings vom Frankoschweizer Blaise Harrison hält, der muss schon im Stillstand eine enorme Bewegungsenergie sehen. Träge nuscheln P.A. und seine Kumpels sich durch die klamme Winterzeit. ★★★☆☆

Knorrs Liste

1	Star Wars: The Rise of ... Regie: J. J. Abrams	★★★★★
2	Als Hitler das rosa Kaninchen... Regie: Caroline Link	★★★★☆
3	Judy Regie: Rupert Goold	★★★★★
4	The Two Popes Regie: Fernando Meirelles	★★★★★
5	Midnight Family Regie: Luke Lorentzen	★★★★★
6	Hors normes Regie: Olivier Nakache/ Eric Toledano	★★★★★
7	A Vida Invisível... Regie: Karim Aïnouz	★★★★★
8	The Farewell Regie: Lulu Wang	★★★★★
9	Bruno Manser – Die Stimme ... Regie: Niklaus Hilber	★★★★★
10	Frozen II Regie: Jennifer Lee, Chris Buck	★★★★★



Körzis Hollywood

Wer hat hier gezaubert?

Golden Globes, Hype und Humus. Von Norbert Körzdörfer

Hollywood 2020 ist happy. Achthundert neue Kinofilme! Der blaue Pazifikhimmel ist voller Streaming-Träume. Die neuen Könige: Disney und Netflix. Alle Tesla-Fahrer (z. B. Harrison Ford) jubeln – Aktie auf 420 Dollar! Und alle iPhone-Fans auch: Kurs auf 300 Dollar! Optimismus ist Hype und Humus von Hollywood.

Die Golden Globes sind das Sprungbrett in das Oscar-Rennen (9. Februar). Zu Silvester bekam ich meine Akkreditierung: ein Hochsicherheitstrakt. Die Globes geben auch 500 000 Dollar für Security aus. Aber: Es ist eine Spassparty.

Ich stehe zwischen Brad Pitt und Rupert Murdoch – auf der Toilette. Es gibt nur eine. Beim Händewaschen blicke ich in den Spiegel und sehe US-TV-Stars, deren Namen entfliehen. Ich biege um die Ecke, und Angelina Jolie (Damentoilette) lächelt.

Dann bist du plötzlich mitten in der lustigsten Party Hollywoods (ab 17 Uhr Pazifikzeit).

150 Stars, 1500 VIPs und 5000 VIP-Gäste bei den zehn After-Globes-Partys! Drinks nonstop. Es sind die Vor-Oscars im «Beverly Hilton»-Hotel.

Es gibt Moët-Piccolos mit Strohhalmen schon beim roten Teppich. Es ist ein Ballsaal mit Essen und Champagner, der zum TV-Studio wird. Bei jeder Werbepause (fünf Minuten) ist der Saal eine einzige Talkshow. In einer Ecke sitzt auch Jeff Bezos (Amazon Prime), der reichste Filmfreak der Welt.

Wer zaubert die Globes?

Die Hollywood Foreign Press Association, das sind neunzig zauberhafte Filmreporter-Dinos, die ihre Lieblingsstars (Film, TV und Streaming) nominieren wie eine Gästeliste. Die Stars lieben dieses augenzwinkernde *come together*, und sie können rauchen (Terrasse) und lachen – mit dem ätzenden Bier-Moderator Ricky Gervais (zum fünften Mal). Mit *open bar*.

Mit 34 Nominierungen ist Netflix in Hollywood angekommen (152 Millionen Abos in 190 Ländern). 50 Prozent der Globes-Gewinner kriegen auch einen Oscar. Dort stimmen statt 90 Filmfans 9000 Academy-Profis ab. Favoriten: «Joker», «1917», «The Irishman». Aber die Globes sind ein Pionier: Sie umarmen alle Screens.

Hollywood-Talk?

Der Weinstein-Prozess – in New York. Nach einem Autounfall soll sich Hollywoods Ex-King mit 25 Millionen Schweigegeld (von der Versicherung) versucht haben freizukaufen. 53-mal soll er seine elektronische Fussfessel manipuliert haben.

Der erfolgreichste Hollywoodstar hat keinen Oscar, keinen Globe, aber vierzig Millionen Dollar im Jahr: Dwayne «The Rock» Johnson (47, 196 cm, 118 kg). Die Action-Ikone («Jumanji», «Fast & Furious») ist ein sich selbst erfüllendes Märchen.

Ein Power-Mix (schwarzer Vater, samoanische Mutter, Football-Uni). Erst Wrestling-Weltmeister, heute Hollywoods Nummer eins. Er trinkt Fidschi-Wasser. Lebensphilosophie: «Erfolg hast du nicht über Nacht! Das Geheimnis: Du musst jeden Tag besser werden als am Tag zuvor. Erfolg ist eine Summe deiner Leistungen. Ich vergesse nie, woher ich komme.»

Preise sind wichtig, aber wichtiger ist die Kinokasse: Der erfolgreichste Film des Jahres 2019 – und der Geschichte – ist das Superhelden-Epos «Avengers: Endgame» mit Robert Downey Jr.

Einspielergebnis weltweit: 2 797 800 564 Dollar!

Darum geht es letztlich auch in Hollywood: Geld.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.

Haus der goldenen Türfallen

Die Chartwell Mansion, eines der wertvollsten Häuser in privatem Besitz, hat nach zwei Jahren auf dem Markt einen Käufer gefunden: Lachlan Murdoch, der Sohn des Medienkönigs, hat das kalifornische Grundstück zu einem Rekordpreis erworben. Was hat es, was andere nicht haben? *Von Benjamin Bögli*

Als der Milliardär Jerry Perenchio starb, überliess er 47 Werke seiner einzigartigen Kunstsammlung im Wert von rund 500 Millionen Dollar einem kalifornischen Museum. Einige davon, darunter Bilder von Manet und Picasso, waren in seinem Haus an der 750 Bel Air Road in Los Angeles ausgestellt. Das spektakuläre Anwesen kam nach Perenchios Tod 2017 ebenfalls in die Schlagzeilen, weil es nun zum Verkauf stand – für sagenhafte 350 Millionen Dollar. Seither suchten drei auf den «Platinum Triangle» spezialisierte Immobilienagenturen vergeblich nach einem Käufer. Der «Triangle» ist die inoffizielle Bezeichnung für drei der exklusivsten Wohngegenden in Los Angeles: Bel Air, Holmby Hills und Beverly Hills.

Dann, Ende Jahr, kam plötzlich Bewegung ins Geschäft der Makler. Zuerst wechselte im November Perenchios privater Rebberg, der sich in der Nähe des Hauses befindet, für zwölf Millionen Dollar den Besitzer. Und knapp zwei Wochen vor Weihnachten kaufte Lachlan Murdoch, 48, Co-Präsident des Medienunternehmens seines Vaters, das Anwesen in Bel Air zum Discountpreis. Das *Wall Street Journal* schätzt den Betrag, den Murdoch zahlte, auf 150 Millionen Dollar. Trotz des Preissturzes von 200 Millionen ist der Verkauf der Chartwell Mansion – so nannte Perenchio sein schlossähnliches Domizil – historisch. In Kalifornien, der Heimat der vermögenden Hollywoodstars und der Silicon-Valley-Unternehmer, hat noch niemand mehr für ein privates Wohnhaus bezahlt.

Das *Forbes*-Magazin rechnete aus, dass bei einer üblichen Kommission von 2,5 Prozent jeder der acht am Verkauf beteiligten Immobilienagenten knapp 470 000 Dollar verdiente. Für die Makler kam die Bescherung also noch vor Weihnachten.

Verlorener Traum

Was macht diese Liegenschaft so kostbar? Im Preis inbegriffen sind neben den 2300 Quadratmetern Wohnfläche auf dem 40 000 Quadratmeter grossen Grundstück, wo auch schon ein Präsidentenehepaar wohnte, die nicht ganz alltägliche Vergangenheit des Anwesens und ein paar Extravaganzen des früheren Hausherrn. Landesweit berühmt wurde der noble Bau in den sechziger Jahren, weil er als Schauplatz der TV-Serie «The Beverly Hillbillies» diente. Für 500 Dollar pro Tag liess der damalige Besitzer, der Hotelier Ar-



Discount: Murdoch, Gattin Sarah.



«Mut eines Löwen»: Milliardär Perenchio.

nold Kirkeby, die Fernsehleute in seinem Haus filmen. Die Geschichte um reich gewordene, hinterwäldlerische Texaner, die in die Luxusvilla in Beverly Hills einziehen und das totale Chaos veranstalten, war ein Riesenhit. Deshalb ist das Gebäude in Amerika fast so bekannt wie die «Playboy Mansion» des verstorbenen Verlegers Hugh Hefner, die sich übrigens ganz in der Nähe befindet. Dass sich das einmalige Grundstück genau genommen nicht in Beverly Hills, sondern in Bel Air befand, schien niemanden zu stören. Die «Beverly Hillbillies»-Sitcom zählt bis heute zu den erfolgreichsten im amerikanischen Fernsehen.

Nichts zu lachen hatte der Bauherr der Mansion. Das Leben des Ingenieurs Lynn Atkinson, der Anfang der dreissiger Jahre für seine Frau das Haus erbauen liess, nahm gar ein tragisches Ende. Atkinson beauftragte den berühmten Architekten Sumner Spaulding mit dem Projekt. Als er den Bau im Stil eines französischen Château 1933 fertiggestellt hatte, war Atkinsons Gattin, eigentlich eine Dame der High Society, alles andere als begeistert. Der Legende nach nannte sie es «grosskotzig» und weigerte sich, einzuziehen. Atkinson geriet in finanzielle Schwierigkeiten und sah sich zum Verkauf gezwungen. In den vierziger Jahren erwarb es Hotelier Kirkeby für 200 000 Dollar. Der tiefbetrübte Atkinson sei daraufhin in ein Hochhaus mit Sicht auf sein ehemaliges Grundstück gezogen. Von dort aus trauerte er, stundenlang durchs Fernglas blickend, seinem verlorenen Traumhaus nach und beging schliesslich Selbstmord.

Pavarotti übte im unterirdischen Gang

Bis 1986 blieb die Villa im Besitz der Kirkeby-Familie. Dann kaufte Jerry Perenchio für knapp 14 Millionen Dollar das «Haus der goldenen Türfallen», wie die Mansion geheimnisvoll genannt wird. Im Berufsleben bewies Perenchio, der ein guter Freund Ronald Reagans war, in eindrücklicher Verlässlichkeit, dass er auch ein goldenes Händchen hatte. Was auch immer der Sohn italienischer Einwanderer anfasste – eine Wertsteigerung war garantiert. Sein einträglichstes unter vielen grossen Geschäften gelang ihm, als er seine Firma Univision, die er für 550 Millionen Dollar übernommen hatte, 2007 für 12 Milliarden Dollar verkaufte. Der ehemalige Warner-Bros.-Chef Alan Horn erklärte Perenchios Erfolg einmal so: «Jerry hat ein hervorragendes Näschen, hervorragende Instinkte, und er hat den Mut eines Löwen.»

Der geniale Unternehmer war extrem medienscheu – sein letztes Zeitungsinterview gab er Anfang der achtziger Jahre. Seine «20 Rules of the Road» darüber, wie man sich in der Arbeitswelt durchsetzt, sind dennoch legendär. Als Privatmann ging er in die kalifornische Geschichte ein, als er bei seinem Strandhaus in Malibu für seine Frau illegal einen Golfplatz bauen liess. Schliesslich einigte sich der Milliardär 2004 mit den Behörden: Er versprach, dass der Golfplatz nach seinem Ableben für die Öffentlichkeit zugänglich sein werde.

Das ohnehin schon prächtige Anwesen in Bel Air veredelte Perenchio, indem er es stets ausbaute und um Land erweiterte. Gleich nach



Kleines kalifornisches Versailles: die 150 Millionen Dollar teure Chartwell Mansion in Los Angeles.

dem Kauf in den achtziger Jahren investierte er neun Millionen Dollar in die Renovation. Der französische Stardesigner Henri Samuel und der Architekt Pierre Barbe verwandelten Haus und Garten in ein kleines kalifornisches Versailles. In Branchenkreisen ist man sich einig: In Los Angeles gibt es nichts Vergleichbares und wohl auch im ganzen Land nicht. Auch liess Perenchio den Eingangsbereich, den die Beverly Hillbillies in der TV-Serie spöttisch, aber nicht ganz ohne Grund mit einem Gefängnistor verglichen, einladender gestalten.

Heute umfasst die Villa unter anderem 18 Schlaf- und 24 Badezimmer, ein Esszimmer für 18 Personen, das mit einer europäischen Originaltäfelung aus dem 17. Jahrhundert verkleidet ist, einen Ball- und einen Billardraum, eine Konzertbühne und einen Weinkeller, der 12 000 Flaschen fasst. Perenchios Weine wurden 2018 für 12 Millionen Dollar versteigert. Weiter befinden sich auf dem Gelände ein 530 Quadratmeter grosses Gästehaus, ein Springbrunnen, ein Gemüsegarten, eine Tennisanlage, ein Helikopterlandeplatz und eine Garage

für vierzig Autos. Darüber blühen ein herrlicher Rosengarten und eine kleine Besonderheit: ein Mammutbaum-Wäldchen. Diese Bäume kommen sonst nur im Norden Kaliforniens vor. Pflanzennarr Perenchio liess ein Dutzend davon ausreissen und auf seinem Grundstück einpflanzen. Zum 22 Meter langen Swimmingpool führt ein Tunnelsystem, das das mittlerweile verstorbene Opernido Luciano

Pavarotti zum regelmässigen Üben inspiriert haben soll, weil die Akustik im unterirdischen Gang so gut war.

Perenchios Nachbarn am Ostzipfel seines Anwesens hiessen Nancy und Ronald Reagan. Nachdem Nancy 2016 – zwölf Jahre nach ihrem Präsidentengatten – gestorben war, erweiterte Perenchio sein Grundstück um dieses Land. Er zahlte dafür 15 Millionen Dollar und liess das Haus abreissen, wahrscheinlich, um seinen Garten zu vergrössern. Dazu kam es nicht mehr, weil er wenig später, 86-jährig, starb.

Als vierter Besitzer in rund neunzig Jahren zieht nun Lachlan Murdoch in die märchenhafte Chartwell Mansion ein. Von hier aus überblickt der studierte Philosoph, dreifache Vater und älteste Sohn von Rupert Murdoch sowohl Downtown L.A. als auch den Pazifik. In Gehdistanz, aber deutlich tiefer gelegen, befindet sich jenes Grundstück, das bis vor kurzem noch das teuerste in ganz Kalifornien war: Im Juni des letzten Jahres hatte es Petra Ecclestone, die Tochter des Formel-1-Moguls Bernie Ecclestone, für 119,7 Millionen Dollar einem anonymen Käufer – in Los Angeles hält sich das Gerücht hartnäckig, es handle sich um den Pharma-Milliardär Daryl Katz – überschrieben.

Wie dem auch sei: Seit Dezember heisst Kaliforniens neuer Villen-König Murdoch.



Einzug der Texaner: «The Beverly Hillbillies» in den sechziger Jahren.



Thiel

Fachkräfte

Von Andreas Thiel

Maurer: Wir müssen endlich die Masseneinwanderung stoppen.

Cassis: Aber die Wirtschaft ist auf Einwanderung angewiesen.

Keller-Sutter: Die Wirtschaft leidet unter Fachkräftemangel.

Maurer: Deshalb muss man Einwanderung nach wirtschaftlichen Kriterien steuern und nicht nach politischen.

Sommaruga: Aber genau das ist doch unsere Politik: Wir fördern die Einwanderung, um den Fachkräftemangel zu beheben.

Parmelin: Es wandern leider nicht nur Spezialisten ein.

Cassis: Das stimmt. Für die Wirtschaft kommt es schon auch darauf an, worauf die Fachkräfte spezialisiert sind.

Maurer: Viele dieser Fachkräfte sind spezialisiert auf den Bezug von Sozialleistungen.

Sommaruga: Was soll das heissen?

Maurer: Das heisst, wenn noch mehr Fachkräfte kommen, bricht unser Sozialsystem zusammen.

Keller-Sutter: Wie soll die Wirtschaft den Fachkräftemangel denn beheben, wenn nicht durch Einwanderung?

Maurer: Wir könnten die Bundesverwaltung halbieren. Das würde Tausende von Fachkräften auf den Arbeitsmarkt schwemmen.

Berset: Wo sollen die entlassenen Verwaltungsangestellten denn arbeiten?

Maurer: Überall, wo man Fachkräfte braucht. In der Verwaltung arbeiten vorwiegend Akademiker im oberen Lohnsegment.

Amherd: Ja, aber die kann man in der Wirtschaft doch nicht brauchen.

Cassis: Was machen sie denn in der Verwaltung, wenn man sie in der Wirtschaft nicht brauchen kann?

Keller-Sutter: Sie schonen das Sozialsystem. Würde man alle, die man nicht brauchen kann, aus der Verwaltung entlassen, bräche das Sozialsystem zusammen.

Sommaruga: Aber es landen doch auch nicht alle Fachkräfte, die einwandern, im Sozialsystem.

Maurer: Nein, einige finden auch eine Anstellung in der Verwaltung.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Eilige Sportler und Gourmets

Eine gelungene Saison in Klosters; das Gespür des Gemeindepräsidenten von St. Moritz; vielversprechende Pläne für den Zürcher «Münsterhof». Von Hildegard Schwaninger

Die «Chesa Grischuna» in Klosters wurde von der internationalen Denkmalpflege Icomos als «Historisches Hotel der Schweiz 2020» ausgezeichnet. Das Hotel, vor achtzig Jahren von Hans und Doris Guler gegründet und heute von deren Nachfahrin Barbara Rios Guler geleitet, hat sich stets vom Grundsatz leiten lassen, sämtliche Renovationen subtil und in Rücksprache mit der Denkmalpflege auszuführen. Die «Chesa Grischuna», ein heimeliges Hotel, Treffpunkt lokaler Stammgäste wie der internationalen Society, wurde erneut im Rahmen der World Ski Awards als «Bestes Ski-Boutique Hotel der Schweiz» ausgezeichnet. Die Tester von «Gault Millau» gaben 15 Punkte für die Küchenbrigade, die geschickt den Spagat zwischen Hamburger und Spaghetti für eilige Sportler, Käsefondue und Raclette in der Kegelbahn und mehrgängigen Gourmetmenüs zu schlagen versteht.

Auch Geoff Richards, Präsident der Klosters Alpine Concerts, blickt auf eine gelungene Saison zurück – und vorwärts auf die kommende. Die Klosters Weihnachtskonzerte, kuratiert von Stephen Johns, Leiter des Royal College of Music aus London, mit den Klosters Festival Singers aus Grossbritannien und den Lund Switzerland Singers aus Schweden, waren ein grosser Erfolg. Die nächsten finden im Dezember 2020 statt.

Die Saison in den Bergen war ein voller Erfolg – viel Sonne, herrliches Wetter, viel Schnee. Aber alles etwas zu viel: zu viele Autos,

zu viele Leute, zu viele Skifahrer auf den Pisten. Ein einziges Gedränge, in Davos, in Klosters und im Engadin. In St. Moritz friert langsam der See zu. Es sieht aus, als könnten die Jugend Olympic Games am Wochenende stattfinden – und das Poloturnier, gesellschaftliches Glanzlicht der Wintersaison, am letzten Januar-Wochenende auch.

Der Entertainer Christian Jott Jenny ist seit genau einem Jahr als Gemeindepräsident von St. Moritz in Amt und Würden. Selbst die grössten Skeptiker, die sich nicht vorstellen konnten, dass ein Zürcher ohne politische Erfahrung sich im Engadin in solcher Position behaupten kann, staunen über den vermutlich berühmtesten Gemeindepräsident der Schweiz. Der 41-Jährige hat ein untrügliches Gespür für Showeffekte. Beim traditionellen Neujahrsapéro für Zweitwohnungsbesitzer schaffte er es, den Draht zu den «Zweitheimischen» zu finden. Im Hotel «Laudinella» – sein «Staatsorchester» machte bereits Musik – begrüsst er am Saaleingang jeden Gast persönlich. Dann ging er auf die Bühne, sang «Willkommen, bienvenue, welcome», spielte gleichzeitig Gastgeber, Entertainer, Sänger, Gemeindepräsident. Und am Schluss noch Interviewer: Er holte die in Champfèr wohnhafte Triathlon-Weltmeisterin und Olympiasiegerin Nicola Spirig zum Gespräch auf die Bühne. Die vielen anwesenden Zweitwohnsitz-Italiener, die in den Genuss ei-



Fast verliebt

Lieben, was ist

Von Claudia Schumacher

Willkommen im Jahr 2020! Die Goldenen Zwanziger haben begonnen. Sind Sie bereit für den Spass – oder fehlt Ihnen etwas zu Ihrem Glück? Vielleicht haben

Sie diesmal nicht nur Vorsätze fürs neue Jahr gefasst, sondern gleich für die ganze Dekade. Mehr Sport, natürlich. Damit Sie gesünder sind. Und attraktiver! Begleitend könnten Sie mehr Gemüse essen, weniger trinken, das Rauchen sein lassen, häufiger an die frische Luft gehen. Drei Kilo leichter, das wäre schliesslich gut. Am Wochenende früher aufstehen, mal wieder ins Museum gehen. Womöglich haben Sie sich aber auch berufliche Ziele gesteckt. Weil noch diese eine Beförderung fehlt, diese eine Gehaltserhöhung, damit Sie Ihr Leben geniessen können. Nicht zuletzt sind Macht, Erfolg und Geld sexy. Vielleicht klappt's dann auch mit der grossen Liebe. Auf jeden Fall ist es absolut machbar, dass Sie endlich dort ankommen, wo Sie sich schon lange sehen! Dazu muss nur alles anders und besser werden, vor allem Sie selbst.

Wie Sie unschwer erkennen: Ich bin keine grosse Freundin der guten Vorsätze. Geht es da-



Heimeliger Treffpunkt: Barbara Rios Guler.



Ehrengast: Triathletin Spirig.



Vorfreude: Dirigent Noseda.

ner Simultanübersetzung (per Kopfhörer) gekommen waren, zeigten sich alle hell begeistert.

Auch die Zürcher Gastronomie ist in Bewegung. Michel Péclard und sein Team übernehmen das Restaurant «Münsterhof» zum zweiten Mal, die Ära Leopold «Poldi» Weinberg ist Geschichte. Die alten Gartenmöbel werden entsorgt, die Terrasse wird im Frühling neu konzipiert. Geschäftsführer wird Zaki Ibram vom «Fischer's Fritz» in Wollishofen und «Alpenblick» in Arosa. Was die neu-alte Führung (Péclard führte das Restaurant schon vor der Ära Weinberg) vorhat, klingt vielversprechend. Iris Petermann, ehemals «Petermanns Kunststuben» und Hotel «Weiss Kreuz» in Malans, übernimmt das Restaurant im ersten Stock, in der Gaststube im Parterre wirkt Jacky Donatz, der einen grossen Ruf als mehrfach preisgekrönter Koch hat. Hier will er «Beizer am Stammtisch» sein. Kochen wird im von den Zürchern liebevoll «Münsterhöfli» genannten Lokal Moritz Prinz von Hohenzollern. Er stand ein Jahr lang im Hotel «St. Gotthard» am Herd. Eröffnet wird am 20. Januar.

Im Opernhaus ist man voller Vorfreude auf das Erste Konzert von Gianandrea Noseda, der ab 2021/22 neuer Chefdirigent wird. In der Tonhalle Maag gab der Italiener im Dezember ein Konzert, im Opernhaus dirigierte er Verdis «Macbeth» und den «Feurigen Engel» von Prokofjew, aber noch kein Konzert. Noseda ist Chef des National Symphony Orchestra in Washington (Vertrag bis 2025), elf Jahre war er Musikdirektor im Teatro Regio in Turin. Im Opernhaus Zürich präsentiert er sich am 19. Januar mit Schubert, Tschaikowsky und Mendelssohn.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

bei nicht in der Regel darum, dass man unzufrieden mit sich selbst ist – und versucht, jemand anders zu werden? Und selbst wenn man seine Vorsätze einhält, stellt sich doch die Frage: Was ist damit erreicht? Das gilt vor allem in der Liebe.

Statistisch gesehen mag es sein, dass schlanke, sportliche und superhübsche Menschen auf dem Paarungsmarkt mehr Chancen haben. Aber angenommen, Sie sind der gemütliche Typ, trinken gerne mal einen über den Durst und sehen die Zahlung Ihres Fitnessstudio-Beitrags eher als gemeinnützige Spende: Würde es Sie denn glücklich machen, wenn Sie sich disziplinieren, Muskeln aufbauen, dünn werden und die Yoga-Lehrerin von nebenan abschleppen? Würde es sich wirklich gut anfühlen, wenn Sie diese Frau beim gemeinsamen Salatessen streng anschaut, sobald Sie sich Wein nachgiessen? Stattdessen hätten Sie auch einfach bleiben können, wie Sie sind. Dann würden Sie jetzt vielleicht mit einer

knuffigen Frau, die ebenfalls ein paar Pfunde zu viel hat, rauchend und trinkend in einer Bar sitzen und in die Nacht hinein lachen.

Oder: Nehmen wir an, Sie sind eine Frau mit Hang zur Kontrollsucht, die sich vorgenommen hat, sich im neuen Jahr endlich mal locker zu machen. Nur um dann in einer Beziehung mit einem lustigen Chaoten zu landen, dem Sie früher oder später ja doch hinterherräumen und mit dem Sie nach ein paar Monaten nur noch reden wie die strenge Gouvernante?

Man sollte vorsichtig sein mit dem, was man sich wünscht. Womöglich sind Sie eigentlich ganz gut so, wie Sie sind. Sie müssen nicht für alle attraktiv sein, nur für die Richtigen. In diesem Sinne: Packen Sie die Roaring Twenties bei den Hörnern. Jetzt. So, wie Sie sind. Die guten Vorsätze können Sie getrost den anderen überlassen.



Unten durch Stars

Von Linus Reichlin

Ich blätterte im Wartezimmer meiner Kardiologin in einer Illustrierten, die mir eine ganz neue Welt eröffnete. Es wurde über die «Beauty-Transformation von Königin Letizia» berichtet. Von dieser transformierten Königin hatte ich noch nie gehört, ebenso nicht von «Palmen-Promi» Tobias Wegener, der eine gewisse Janine Pink ausnutzte. Die «kleinen Royals» George und Charlotte wünschten sich ein Pony und einen Tennisschläger zu Weihnachten, ihrer Hautfarbe nach gehörten sie irgendeiner arktischen Monarchie an. Ich erfuhr, dass Bachelorette Andrina Santoro und ihr Kenny «ernst machen» und dass sie eine «Fitness-Influencerin» ist. Ich fragte mich, ob «Influencerin» ein medizinischer Fachbegriff für eine Grippekranke ist, die in der S-Bahn Leute ansteckt. Es kam in der Illustrierten auch eine Ex-Bachelorette vor namens Adela Smajic, sie sagte: «Der Nikotinentzug fühlt sich an wie Wechseljahre.» Diese Frau war ein Opfer der Schnellebigkeit unserer Zeit, denn mit 26 hatte sie bereits die Wechseljahre, eine Nikotinsucht und eine Bachelorettschaft hinter sich – was ist das eigentlich? Die Patenschaft für ein *safe house* für weibliche Bachforellen?

Die Berichterstattung über Stars, die ich nicht kannte, schien das Prinzip aller Illustrierten im Wartezimmer meiner Kardiologin zu sein. Die Art der Berichterstattung deutete allerdings darauf hin, dass es Leser geben musste, die Anna Heiser, Pietro Lombardi, Michael Wendler und so weiter tatsächlich kannten, vielleicht vom Fernsehen? Oder aus den Illustrierten? Das Ganze ist möglicherweise ein sich selbst verstärkender Effekt: Man liest im Wartezimmer eine Story über irgendeine Anna Heiser, die über sich selbst sagt: «Ich dreh gerade ein bisschen durch.» Beim nächsten Arztbesuch liest man dann erneut etwas über sie und denkt: «Die muss prominent sein, sonst würden die nicht zweimal über sie schreiben.» Jetzt ist man neugierig: Dreht sie immer noch durch? Offenbar ja, und nicht nur ein bisschen, denn der Titel lautet «Grosse Sorge um Anna Heiser». Natürlich will man jetzt in aller Ausführlichkeit

>>> Fortsetzung auf Seite 64

keit wissen, wie kaputt sie ist. Beim dritten Arztbesuch ist man dann bereits enttäuscht, wenn in den Illustrierten nichts über Anna Heiser steht. Dass ich all diese Stars nicht kenne, liegt also daran, dass ich zu selten beim Arzt bin und folglich mit den Illustrierten nicht in Berührung komme. Ich bin noch zu gesund, um Anna Heiser zu kennen. Ich erfahre nichts vom Nahtoderlebnis des «In aller Freundschaft»-Stars Julian Weigend, weil ich nur alle sechs Monate einmal in der Praxis auftauche, um ein Belastungs-EKG runterzustrampeln.

Übrigens stelle ich fest, dass das Wartezimmer meiner Kardiologin jedes halbe Jahr voller ist. In unserer kurzlebigen Zeit werden die Leute immer schneller älter, gestern schliefen sie noch bei offenem Fenster, heute wickeln sie sich nachts in elektrische Heizdecken, und am nächsten Tag strömen Busladungen von ihnen in die Wartezimmer und prügeln sich um die neusten Illustrierten, um zu erfahren, ob Julian Weigend seinen Nahtod überlebt hat und wenn ja, mit welcher neuen Bachforelle an seiner Seite. Sollte der Trend zum Immer-schneller-immer-älter-Werden sich noch verstärken, wird die Nachfrage nach Stars, die keiner kennt, bis er im Wartezimmer die Illustrierten liest, noch zunehmen. Doch woher die benötigten schätzungsweise 450 Tonnen Prominente nehmen? Eine Idee wäre, die Schüler einer Sekundarschule integral zu Prominenten zu erklären und ihren Alltag pressemässig zu covern: «Mathe-Muffel-Star Leon Müller entsetzt: Pausenbrot nicht vegan». Dieses Prinzip liesse sich auf Säuglingsstationen ausdehnen: «Ich habe Koliken»-Star Miranda Kunz: «Baby sein fühlt sich an wie die Wechseljahre».

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Alte hohe Schule

Von Peter Rüedi

Eingeführte Marken haben es, würde man meinen, leicht, beim Wein wie anderswo. Tatsächlich liegt in der Marke, wenn wir das Problem einmal vom Weinmacher her betrachten, ein grundlegendes Risiko. Die Garantie eines konstanten Geschmacks widerspricht grundsätzlich dem Charakter des Weins als einer lebendigen, nie ganz zu kontrollierenden Materie. So können Marken bei einer etwas aufmerksameren Kundschaft durchaus abschreckend sein, ob zu Recht oder zu Unrecht, ob im Fall des Chianti oder des Beaujolais. Oder in dem des Rioja, dessen überwältigender Erfolg wie bei andern Topsellern sein Image beschädigte.

Dies ungeachtet der Tatsache, dass aus der nordostspanischen Appellation zahlreiche wunderbare, sorgfältig gemachte Weine von einem unschlagbaren Preis-Genuss-Verhältnis kommen. Und abgesehen davon, dass Rioja nicht gleich Rioja ist. Die Zone unterteilt sich in drei Unterbereiche: die tiefgelegene, relativ flache Rioja Baja mit ihrem heissen Klima, die westlich und höher (Weinberge bis 800 m ü. M.)

gelegenen Rioja Alavesa und Rioja Alta. Wenn in Rioja Produzenten generell um eine Imagekorrektur bemüht sind, wie wir einem Beitrag des *Falstaffs* vom vergangenen Oktober entnehmen, ist das nachvollziehbar: eine Hinwendung zu vermehrter Produktion von Lagenweinen einerseits, andererseits zu «fruchtbetonten, zugänglichen Weinen aller drei Farben». Und generell: «Weg von den strengen, von Reifezeiten bestimmten Bandagen hin zu mehr Spielraum für die Winzer».

Gemeint ist die Stufung von der Crianza (Ausbau ein Jahr im Fass plus ein weiteres im Tank oder in der Flasche), über die Reserva (ein Jahr in der Barrique und zusätzlich zwei in der Flasche) zur Gran Reserva (mindestens zwei Jahre in der Barrique und darauf drei in der Flasche). Diese Tradition hat freilich System.

Sie garantiert unter anderem, dass in Zeiten, in denen immer weniger Weinliebhaber noch über einen brauchbaren Keller verfügen, sie doch an «erwachsene» Weine zu einem vernünftigen Preis kommen. Die Reserva «Viña Ardanza» des alteingesessenen Hauses La Rioja Alta (es heisst tatsächlich wie die ganze Unterappellation) ist dafür ein grossartiges Beispiel: eine Cuvée aus Tempranillo und einem Viertel Garnacha, reif fruchtig, würzig, mit Noten von Mokka und etwas Zimt, frischer Säure, nicht aufdringlichem Holz, weichen Tanninen. Ein grosser Rioja, wie man ihn sich anders nicht wünschen könnte. Im Schweizer Detailhandel zum Glück gut präsent.

Wir schlagen einen 2008er und einen 2010er vor – beide tolle Jahrgänge; beide das, was man gemeinhin «trinkfertig» nennt.

La Rioja Alta: Viña Ardanza Reserva 2008. 13,5%. Globalwine, Zürich. Fr. 28.90. www.globalwine.ch
La Rioja Alta: Viña Ardanza Reserva 2010. 13,5%. Peter Kuhn, Dielsdorf. Fr. 29.80. www.peterkuhnweine.ch



Salz & Pfeffer

Ode an Daniel Humm

Von David Schnapp

Zwar bin ich wegen der persönlichen Bekanntschaft etwas voreingenommen, trotzdem bin ich überzeugt, dass es gute Argumente gibt für die Behauptung, dass

der Schweizer Daniel Humm einer der einflussreichsten Köche der gehobenen Gastronomie ist. Wer bei ihm isst – im Drei-Sterne-Restaurant «Eleven Madison Park» (EMP) in New York oder im lockeren «NoMad» in Los Angeles –, wird auf jedem Niveau auf eine intelligente, geschmackvolle Küche treffen. Im Dezember ist der USA-Auswanderer Humm nach Europa zurückgekehrt. Mit dem Restaurant «Davies and Brook» im Londoner Erstklasshotel «Claridge's» hat er seine Idee von *fine dining* aus dem EMP, das als eines der besten Restaurants der Welt gilt, verfeinert und weiterentwickelt.

Es ist ein Modell für die gehobene Küche der Zukunft, die zwanglos zwischen Lockerheit und Eleganz pendelt: mit Servicepersonal, das durch Persönlichkeit überzeugt, während professionelle Fähigkeiten in intensiven Trainings angelehrt werden. Mit einer Bar im Raum, von deren Tresen man die Eiswürfel im Shaker klirren hört, während Jazzmusik einen akustischen

Hintergrundteppich ausrollt. Aus der Küche kommen Gerichte in reduzierter Ästhetik, denen man den Aufwand der Zubereitung nicht immer ansieht. Wie die simple Aubergine, die über zwei Tage gegart wird und besser schmeckt als jede Aubergine, die ich bisher gegessen habe. Auch das Wintergemüse, das etwas einsam in einer Schüssel liegt, sieht nicht nach einer Offenbarung aus, wird aber dazu, nachdem eine Umami-reiche Gemüse-Pilz-Bouillon angegossen wurde und sich der Geschmack eines Kombu-Algen-Öls entfaltet. Ein Kaviar-Kürbis-Gericht, das ein ganzes Spektrum von Jod-Noten eröffnet, oder ein Karottensalat mit Süsse, Säure und Bitternoten sind Höhepunkte einer Küche, die eindrucksvoll und wegweisend ist.

Davies and Brook, Claridge's, Brook St, Mayfair, London W1K 4HR. Tel. +44 20 7107 8848. Sonntags geschlossen

David Schnapp ist Autor beim «GaultMillau-Channel».



Auto

Vernünftiges neues Jahr

Falls das neue Jahr im Zeichen einer Besinnung auf das Wesentliche steht, passt der Suzuki Vitara ideal dazu. *Von David Schnapp*

Es ist durchaus möglich, dass das eben angelaufene neue Jahr im Zeichen einer Beschränkung auf das Notwendige stehen könnte. Gerade im Automobilsektor sind grosse Umwälzungen im Gange. Die Ursachen dafür könnten unterschiedlicher nicht sein – auf der einen Seite ist da die CO₂-Hysterie, in deren Folge für jede Salatgurke Rechenschaft darüber verlangt wird, wie stark sie die Umwelt mit dem sogenannten Klimagas Kohlenstoffdioxid belastet. Ab und zu geht dabei vergessen, dass CO₂ eine der Grundlagen des Lebens auf dem Planeten Erde ist. Trotzdem, wer Fleisch isst, Auto fährt, in die Ferien fliegt oder gar neue Kleider kauft, steht unter Generalverdacht, den Planeten in Hitzewallungen zu versetzen.

Der dänische Statistiker Björn Lomborg hat kürzlich in einer Kolumne darauf hingewiesen, dass es völlig unsinnig sei, persönlichen Verzicht als substanziellen Beitrag zu einer spürbaren Reduktion des menschlichen CO₂-Ausstosses zu propagieren. Das Einzige, was

einen zählbaren Nutzen habe, seien Forschung und Investition in neue Energiequellen, denn mit Sonnenenergie und Windkraft sei das Problem nicht zu lösen. Die Politik behilft sich derweil mit Massnahmen wie strengeren CO₂-Vorschriften für Autos, womit wir – über eine kleine Umfahrung gewissermassen – beim Thema dieser Seite sind: Sparsame, aufs Wesentliche reduzierte Personenkraftwagen könnten der grosse Trend des Jahres 2020 sein.

Zweckmässig und zeitgemäss

Weil Elektroautos zwar interessant, aber noch kaum massentauglich sind, werden sparsame Benzin- und Dieselaautos weiterhin gefragt sein. Der Suzuki Vitara ist für die Schweiz so ein Auto, das auf der Basis der Verwesentlichung viel verspricht. Der Vitara hat von allem gerade so viel, wie es braucht, um bequem und sicher voranzukommen, ohne dass man je das Gefühl hat, unsachgemässer Überfluss mache sich breit. Im Gegenteil: Der japanische Her-

steller hat die Sachlichkeit im Automobilbau zur Meisterschaft erhoben.

Der Vitara sieht gut aus, auf modischen Firlefanz wird dabei aber verzichtet, sieht man von dem grossen «S» im Kühler und der seitlichen Sicke im Blech einmal ab. Der 1,4-Liter-Boosterjet-Turbomotor ist zwar sparsam dimensioniert, aber weil das Allrad-Auto mit vier Fahrprogrammen und Differenzialsperre lediglich 1364 Kilogramm schwer ist, wirkt es flott motorisiert und weist mit rund sechs Litern auf hundert Kilometer einen vernünftigen Verbrauch auf. Das Kommunikations- und Navigationssystem ist ebenso zweckmässig und zeitgemäss wie eine Reihe von Assistenzsystemen, etwa Verkehrszeichenerkennung, Spurwechselassistent oder Tempomat mit aktiver Geschwindigkeitsregelung.

Vernünftig ausgestattet, aber nicht spartanisch, fortschrittlich, aber nicht abgehoben hochtechnisiert – der neue Suzuki Vitara ist ein ideales Auto, das sowohl der Topografie der Schweiz als auch dem weitverbreiteten Wunsch nach sachlichen Lösungen für gegenwärtige Probleme gerecht wird.

Suzuki Vitara 1.4 BJ Compact Top

Leistung: 140 PS / 103 kW; Hubraum: 1373 ccm; max. Drehmoment: 220 Nm (bei 1500 U/min); Verbrauch: 6,1 (6,3) l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 10,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h; Preis: Fr. 32 990.–



Tamaras Welt

Das erwartet uns 2020

Ein neues Kabarett-Gesetz schützt Menschen vor Empörung, und das Problem der Frauenquote wird endlich gelöst: die satirische Jahresvorschau. Von Tamara Wernli

Der CO₂-Ausstoss nimmt zu, die Erde wird wärmer. Trotz Warnungen von Greta und den Grünen steigen Menschen öfter ins Flugzeug. Darum erlässt das Parlament zur Reduktion von CO₂ jetzt eine neue Regel: Um eine Bewilligung zum Fliegen zu erhalten, muss man Mitglied bei den Grünen sein; die Grünen fliegen zwar nicht weniger als der Rest der Gesellschaft. Aber wenn sie fliegen, tun sie es wenigstens verantwortungsvoll. Im Gegensatz zu allen anderen.

Weil viele Schüler während zwanzig Prozent ihrer Schulzeit sowieso am Demonstrieren sind, wird «Demonstration» noch in diesem Jahr zum Hauptfach. Wie aus dem Bildungsministerium zu vernehmen ist, werden Schüler so perfekt vorbereitet für eine Karriere im Parlament: «Weil sie gute Aktivisten sind und demonstrieren können.» Zudem wird eine neue staatliche Behörde ins Leben gerufen mit Berufsaktivisten, zuständig für Demonstrationen, Sitzstreiks und das öffentliche Anprangern von SUV-Fahrern.

Der Friedensnobelpreis geht dieses Jahr an Extinction Rebellion für ihre unglaublich kreative Performance. Die Laudatio hält ein unbekannter Opportunist: «So werden die Probleme der Welt gelöst.» Leider können auch sie nicht verhindern, dass wegen der Erderwärmung verheerenderweise auch der letzte Teil des Great Barrier Reef in Australien abstirbt. In Deutschland erklären AfD-Politiker, dass das nichts mit dem CO₂-Ausstoss zu tun habe: «Schuld sind vermutlich die Afrikaner. Sie werden wohl immer die Türen zur Sauna offen stehen lassen.»

2020 wird ein neues Kabarett-Gesetz verabschiedet: Kabarettisten und Comedians wie Dieter Nuhr und Michael Elsener sind verpflichtet, ihre Witze vor dem Auftritt einem

Gremium zur Prüfung vorzulegen. Die Experten setzen sich zusammen aus Mitgliedern der häufigsten Opfergruppen und der Jusos. Die als anständig befundenen Witze werden dann für die breite Öffentlichkeit auf einer Website präsentiert; Pointen, von denen sich mehr als zehn Menschen beleidigt fühlen, sind bei TV-Auftritten nicht mehr zugelassen.

Auch der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat ein neues Protokoll verabschiedet: Stehen Fakten in einem Fall Gefühlen gegenüber, wiegen die Gefühle schwerer – unabhängig davon, ob sich Anschuldigungen als wahr erweisen oder nicht. Weil Fakten ein gesellschaftliches Konstrukt sind, sind auf Fakten basierende Beweise inkompatibel mit der Menschenwürde, oder so ähnlich; das haben die Richter in ihren Urteilen zu berücksichtigen. Auch zählt es neu zu den Grundrechten jedes Bürgers, niemals kritisiert, provoziert, belacht, parodiert oder blossgestellt zu werden (Ausnahme: SUV-Fahrer). Bei Vorurteilen gegenüber Mitmenschen drohen zudem fünf Jahre Haft. Aufgrund der nun chronisch überforderten Gerichte wird entschieden, dass Frauen, die Männer wegen sexueller Belästigung beschuldigen, jeweils ohne Gerichtsverfahren recht gegeben und automatisch das gewünschte Schmerzensgeld zugesprochen wird. (Allerdings steht die Regel in Konflikt mit der Opfergruppen-Hitliste, darum wird das Gerichtsverfahren nur bei alten, weissen Männern ausgesetzt.)

Weil die Rhetorik an den Universitäten für Studenten weltweit immer furchteinflössender geworden ist und Studenten aufgrund von Dozenten mit einer anderen Weltanschauung reihenweise psychologische Hilfe beanspruchen, werden Vorlesungen neu von Ernie und

Bert gehalten. Mathematik unterrichtet Graf Zahl. Weil aber auch er für einige bedrohlich wirkt, ist sich der Schulleiterkongress bei Graf Zahl als Referenten noch unschlüssig. Zur Diskussion 2020 steht ferner eine ideologische Neuausrichtung der Dozenten: Von den intellektuellen Eliten des Landes wird angeregt, dass, nebst Ernie und Bert, nur noch Kommunisten an Universitäten unterrichten sollen.

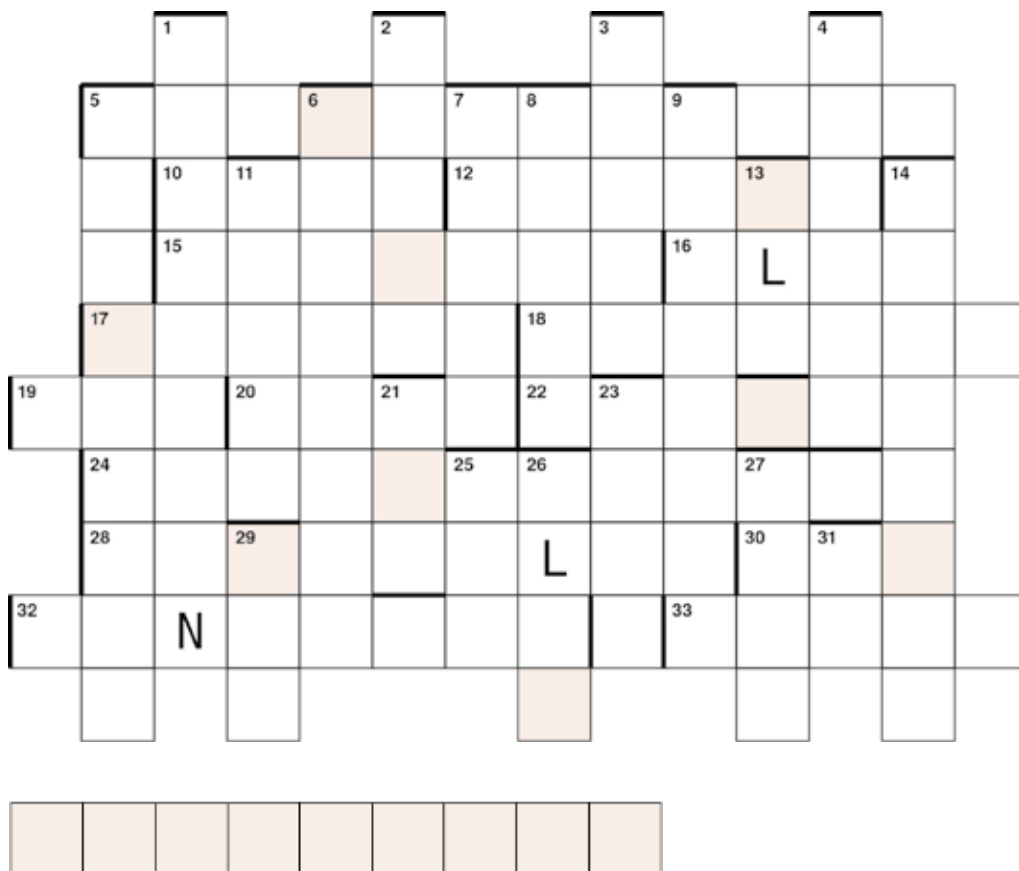
Zwecks Gender-Gerechtigkeit und um Frauen sichtbarer zu machen in der Gesellschaft, werden Biografien von grossen Entdeckern und Wissenschaftlern neu verfilmt – mit Frauen in der Hauptrolle. Die Tatsache, dass diese Gebiete vom Patriarchat dominiert seien, setze für Frauen ein komplett falsches Zeichen. Neu wird Isaac Newton in einem Remake von dem Plus-Size-Model Tess Holliday gespielt. Auch wollen Filmemacher nicht mehr auf inhaltliche Thematik fokussieren, sondern auf sexuelle Identität und Geschlecht.

Und so wird 2020 endlich auch das Frauenquote-Problem in Unternehmen gelöst: Vierzig Prozent der männlichen Verwaltungsräte identifizieren sich einfach vor jeder Sitzung als Frau. Noch nicht einig ist man sich, wie man mit der daraus folgenden Entwicklung umgehen soll: Delikte, die von Frauen begangen werden, nehmen rasant zu, Frauengefängnisse sind überfüllt. Gleichzeitig droht 2020 der Kollaps des Rentensystems, seit sich auch grosse Teile der Arbeitnehmer jeweils am Montag als über 65-Jährige identifizieren – und ihre Rente einfordern.

Und noch eine gute Nachricht: 2020 wird zwar eine raketenhafte Zunahme von Hate-Speech gemessen, seit ein staatsnahes Stiftungs-Start-up neue Wörter und Sätze als Hate-Speech einstuft, darunter «aber», «warum», «ich bin anderer Meinung», «ich kritisiere» und «ich denke». Aufgrund von verbesserten Internet-Algorithmen aber werden diese verletzenden Kommentare von der automatischen Texterkennung frühzeitig erfasst und entsprechend zensuriert.

Ihnen allen ein frohes neues Jahr!

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Teigwaren al dente

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 Radikales Verfahren: Danach ist die Potenz oder der Zahn weg.

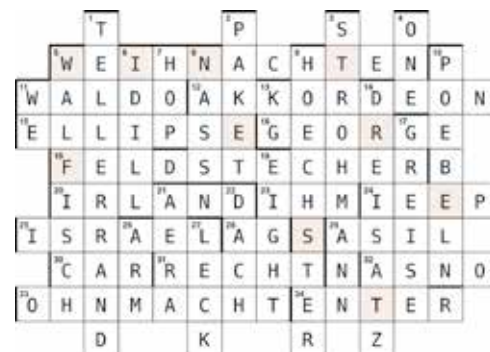
10 Gewürzter Kräutersud, in dem der König der Meere ruht. **12** Dabei gerät Globetrotters biologischer Rhythmus aus dem Takt. **15** Geht's auf keine solche Rinderdamenrinde, geht's gar nicht. **16** Sie lebt definitiv im und eventuell auch am längsten Fluss Europas. **17** Palindromisches Verb, das gänzlich aus n und e besteht. **18** Biotopserenade oder Waschweiberkonzert. **19** Dient Fädenverflechter als Ansporn oder IoT-Verflechter als Plattform. **20** Die Königin im Spiel der Könige. **22** Bei der festlichen Tafel ist für Frankophone immer Suppe dabei. **24** Handwerk Rum-getriebener, verbrecherisch umtriebiger nautischer Runtreiber. **28** Dessen Synonym ist sprichwörtlich zumindest teilweise besser als Selbst-Vertrauen. **30** Ein Schlager, der rockt oder ein Rock, der einschlägt. **32** Ach, du heiliges geladenes Teilchen; verpasst Regelbrechern ein meist wirtschaftliches Veilchen. **33** Die Biozapfsäule für Säuger wie Säue.

Senkrecht — 1 Seine Streichserie nahm ein tödliches Ende infolge eines Malörs

[sic] nach einem Gläschen des Likörs. **2** Wer beim Tanzturnier nicht daran ist und trotzdem tanzt, tanzt zweifellos daraus. **3** Höfliche Petition mit sprachlicher Schmierfunktion. **4** Karibischer Pot-Pop. **5** Verhält sich zu Friday wie gestern zu morgen. **6** Er lebt bekanntlich von der Hand in den Mund. **7** So ein Teil dient Burroughs' jodelndem Dschungelmann als Kletterseil. **8** Sammelt sich wie von Geisterhand in Keller, Estrich und Unterstand. **9** Mithilfe dieser Kunst sichert man sich einfacher der Zuhörer Gunst. **11** Die leisen beissen, die krummen schummeln. **13** Paramagnetisches Erzeugnis oder Recheneinheit in der zentralen Recheneinheit. **14** Dafür – mit 5/8 Spaltgehalt – wird tonnenweise Süssholz geraspelt. **21** Der macht alles «glenzend» neu. **23** Bereits genannt, wird regional als Dämmerstunde erkannt. **25** Nicht die, sondern das Poetin inspiriert Spitzensportler zu Spitzenleistungen. **26** Ist im unteren Teil der oberen Extremität und zudem unter Breitmaulnashörnern zu verorten. **27** Verläuft entre la ville de Neuhausen et le château de Laufen auffallend abfallend. **29** Auf mehr als einem solchen Brett brettern solche wie Suter oder Feuz. **31** Das ist es, was die Freunde des DIY lieber selber machen.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselwerkstatt

Lösung zum Denkanstoss Nr. 648



Waagrecht — 5 WEIHNACHTEN **11** Where's WALDO? **12** AKKORDEON **15** ELLIPSE von griech. élleipsis = Mangel: hat zwei Fokusse. **16** GEORGE Bush senior und junior **18** FELDSTECHER **20** IRLAND **23** IHM: lui = franz. ihr/ihm **24** IEEP: Geländewagen **25** ISRAEL **28** AG: Kanton Aargau **29** (Br)ASIL(ien) **30** CAR **31** RECHT **32** ASNO: span. Esel wie auch burro (ital. Butter) **33** OHNMACHT **34** ENTER(haken oder -taste)

Senkrecht — 1 TELLERRAND 2 PAKET

3 STROHMANN: Argument, Vogelscheuche **4** ONE: engl. eine(r/s) oder man **5** WALFISCH **6** IDILL **7** (Hip-)HOP: engl. Hopser **8** NASS **9** HOECHSTER **10** [POEBEL]N **11** WE the people ...: Anfang der US-Verfassung **13** KG: Kilogramm **14** DREISATZ **17** G[REISE] **19** (H)EIGHT **21** Eine Epoche beginnt in der Chronologie eine AERA. **22** Den roten Hahn aufs DACH setzen bedeutet das Haus anzünden. **26** ARM **27** (F)LECK

Lösungswort — WINTERFEST

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



WINTERSAISON VON 28.11.19 BIS 03.05.20



★★★★ SUPERIOR
CHASA MONTANA
HOTEL & SPA

SILBERSCHNEEWOCHEN

04.01 – 25.01.2020

Profitieren Sie auch diesen Januar wieder von freien Pisten, super Schneebedingungen und überragender Leistung.

Ab **CHF 790,-** p. P. im Doppelzimmer mit **Halbpension** für 4 Nächte inkl. **3-Tages-Skipass**

Ab **CHF 1510,-** p. P. im Doppelzimmer mit **Halbpension** für 7 Nächte inkl. **6-Tages-Skipass**

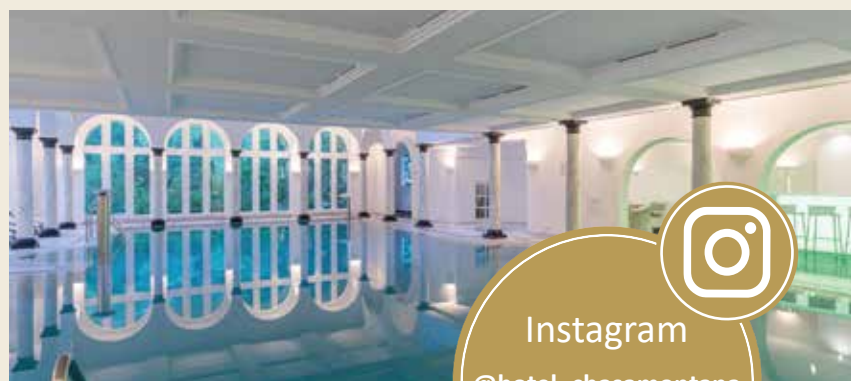
dazu: CHF 50,- Gutschein für das ZEGG Sport & Mode & CHF 25,- Spa Gutschein p. P., Chasa Montana Pink und süsse Verführung zur Anreise

WINTER DELUXE: Eingebettet in der Silvretta Arena Samnaun-Ischgl öffnet das familiäre Chasa Montana im Engadiner Stil die Tür zu einem grenzenlosen Skiparadies mit 238 km Pisten. Neben dem 5 Gang Halbpensionswahlmenü verwöhnen drei À-la-carte-Restaurants mit Spezialitäten von der italienischen Küche über das Gourmet-Stübli (16 Punkte Gault&Millau, 1 Michelin-Stern) bis hin zum Fondue- & Raclette-Stübli – gekrönt von über 1.000 verschiedenen Weinsorten. Der 1.500 m² große Montana Spa mit römischem Hallenbad, Saunalandschaft, Außen-Solepool, Fitnesscenter und Beauty- und Massagecenter bietet Wellness vom Feinsten. Für Damen ist ein exklusiver Lady Saunabereich reserviert. Die Zollfrei Geschäfte von ZEGG bieten ein umfangreiches Angebot an Top-Marken!

WINTER SPECIAL

04.01.20 – 25.01.20, 07.02.20 – 16.02.20, 21.03.20 – 04.04.2020
4 NÄCHTE BUCHEN - NUR 3 BEZAHLEN!

ZEGG.CH
HOTELS & STORES



Instagram

@hotel_chasamontana
#hotelchasamontana

www.hotelchasamontana.ch